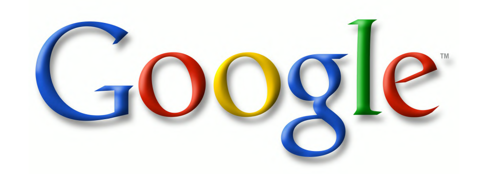
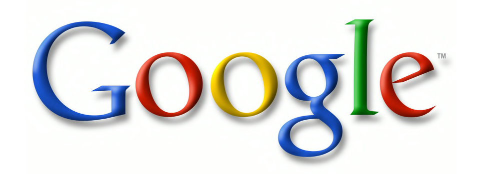

Google


Google


WIDENER
HN Y52C 7


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY.

Aus dem Volksleben.

Autobiographie

von

(Andreas) Christoph
C. Weiss.

Nürnberg,

Bauer und Raspe.

1863.

Druck der Schättel'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

„Aus dem Volksleben“ — und doch eine Biographie? wird Mancher bei dem ersten flüchtigen Blick auf dieses Büchlein sich fragen. — Es ist so, und der freundliche Leser mag erfahren, wie es überhaupt gekommen, daß das Büchlein sich auf den Markt gewagt hat. — Ich schrieb nämlich in arbeitsfreien Abendstunden Erinnerungen aus meinem Leben nieder, mit der ursprünglichen Absicht, damit der kleinen Familie, besonders meiner lieben Tochter, die mich so oft mit dem Wunsche anging, ihr Einiges von meinen Erlebnissen zu erzählen, in jenen Blättern einmal gleichsam ein verlebendigtes Bildniß des Vaters zurückzulassen. Ohne Zuthun von meiner Seite kamen Bruchstücke hievon in die Hand eines kleinen Kreises von Freunden, welche in den Schilderungen aus meinem Wanderleben jene Züge des deutschen Handwerksburschenthums niedergelegt fanden, von denen sie glaubten, daß ihnen ein allgemeines culturhistorisches Interesse um so weniger abgehen könne, als der rasch umgestaltende Fortschritt unserer Tage dieses Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen immer mehr verdränge und in Bälde auch jede Spur davon verwischt haben werde. — Gerade der Umstand, daß mit denselben in der Darstellung die eigenen Erlebnisse eng verwoben seien, ja diese aus jenen hervorgingen, schien den Freunden das Mittel für eine nicht trockene historische Ueberlieferung.

So gab ich denn der Aufforderung nach, das Manuscript für den Druck zu überlassen, um so mehr, als durch den Tod meines Kindes der anfängliche Zweck vereitelt war, verband aber damit noch die weitere Hoffnung, daß wohl auch mancher meiner Mitbürger beim Durchlesen des Büchleins die Erinnerung an die eigenen Jugend- und Wanderjahre wieder in's Gedächtniß zurückgerufen und dabei sich erheitert und erfrischt finden werde.

Nürnberg, am 15. Febr. 1863.

Der Verfasser.

I.

Niemand wird vor dem Beginn seiner irdischen Laufbahn gefragt, ob, wann, wo und wie es ihm ihm beliebe an's Licht der Welt zu treten. Wäre dies der Fall, so würde ich mir diese unverdiente Berücksichtigung wahrscheinlich ganz verbeten haben, oder ich hätte mir wenigstens ein anderes Loos gewählt, als mir zu Theil geworden; denn nicht nur, daß meine Geburt von keinen besonders günstigen Umständen begleitet war, ich kam auch noch ganz polizeiwidrig zur Welt, da meine Eltern versäumt hatten, rechtzeitig die hohe Bewilligung zum gemeinsamen Haushalten einzuholen. Man hat mir dies öfter erzählt; aber ich zweifle, ob man mir damit immer eine Ehre anthun wollte. — Weil nun aber einmal gleich bei Beginn meiner Existenz ein so arger Formfehler begangen worden ist, so habe ich auf die Form auch weiterhin nicht mehr viel gehalten und manchmal im Leben da angestoßen, wo's vielleicht nicht am Platze war, hoffe aber, daß der freundliche Leser sich nicht groß darüber wundern und mich entschuldigen werde, wenn er finden sollte, daß es auch meinem Buche hin und wieder an der rechten Form gebricht.

Mein Vater, Johann Georg Weiß, war, was schon der Großvater gewesen, Barbier und hieß bei den Bauern nur der Baders Hans Jörg. Die Großmutter, seit mehreren

Jahren Wittwe, ließ das Geschäft durch ihre Söhne betreiben, deren jüngster mein Vater war. Abwechselnd verweilte der eine oder der andere in der Fremde. Von einem Onkel hörte ich später wiederholt erzählen, daß er sich über meinen Vater oft gefreut, aber eben so oft geärgert habe. Freude hatte er darüber, daß er so hübsch singen konnte, und Aerger, weil er die Bauern stets mit der linken Hand rasierte oder zur Ader ließ, was er, wie er versicherte, nicht habe ansehen können. Die Singlust meines Vaters, die er auf mich vererbte, bestätigte mir noch vor einigen Jahren einer seiner alten Kriegskameraden: „Ach," sagte er, „hat Ihr Vater schön singen können! Er war unser Vorsänger bei der Kompagnie. Wollten wir auf dem Marsche der Müdigkeit unterliegen, so riefen die Offiziere: „Weiß, sing ein's!" Gleich wurden wir wieder munter und stimmten mit ein; drum haben wir ihn auch alle sehr gerne gehabt, Offiziere wie Gemeine, und ich und er waren im Lager immer Zeltnachbarn."

Meine Mutter, eine geborne Wirthmann aus Marktbreit in Unterfranken, soll in ihrer Jugend recht hübsch gewesen sein, besaß auch einiges Vermögen. Ihr Vater war Stadtschreiber des Ortes und trieb nebenbei Feldwirthschaft, vorzüglich Weinbau, dessen Erträgnisse er jedoch, wie weiland Vater Noah, meist selber trank. Wenn mir die Verwandten von meinem Großvater erzählten, wie er, angethan mit einem scharlachrothen Rock, die Perrücke auf dem weinglühenden Haupte, das lange spanische Rohr mit silbernem Knopf in der Hand, mit wichtiger Amtsmiene durch die engen Straßen des Städtchens schwenkte, als hätte er das heilige römische Reich zu regieren gehabt, so fiel mir immer der Bürgermeister von Saardam aus Lortzing's Czar und Zimmermann ein. Ich habe den Mann nicht mehr gekannt,

aber meine Mutter sagte mir oft, daß er seine Kinder ziemlich rauh behandelt habe, zumal wenn er voll süßen Weines war. Seine Frau starb sehr früh und der weinfreundliche Großvater schickte seine Kinder, deren er sieben hatte, sobald sie irgend ihr Brod verdienen konnten, in die Welt hinaus; so kam es, daß meine Mutter mit ihrem dreizehnten Jahre schon in Frankfurt am Main diente. Später kam sie nach Mainz, dann gieng sie mit einer Herrschaft nach Hildburghausen und von da nach Coburg, wo sie meinen Vater kennen lernte, der sie auch heirathen wollte und später mit in seine Heimath nahm.

Ermreuth, ein freundliches Kirchdorf mit einem alten Schloß, das früher zum Nürnberger Gebiet gehörte, war sein Geburtsort. Seine Mutter hatte längst beschlossen, ihm das Geschäft zu übergeben, auch nichts gegen die Heirath einzuwenden, zumal als sie hörte, daß meine Mutter Vermögen besaß und bereits lebendige Nachkommenschaft zu erwarten hatte, endlich ihr Sohn in 2 Monaten seinen Abschied vom Militärdienste erhalten sollte. Ein Streit zwischen Mutter und Sohn zerstörte jedoch alle Hoffnung auf eine nahe Verbindung und reizte die erstere in dem Grade, daß sie selbst auf's Landgericht gieng und daselbst einen Bericht an's Regiment fertigen ließ, mit der Angabe, sie habe ihren Sohn zu Hause nicht nöthig, man möge ihn nur wieder einberufen. Sie sah ihren unmütterlichen Wunsch ohne Schwierigkeit erfüllt; denn in den damaligen Kriegsjahren (es war um die Zeit von 1813) hielt man die jungen Leute nur zu gern fest. Wohl mochte die alte böswillige Frau (als solche war sie im ganzen Dorfe bekannt) ihre Uebereilung späterhin bitter bereut haben; wenigstens erinnere ich mich lebhaft, wie sie, wenn ich als kleiner Knabe zu ihr kam, oftmals weinte, und, mir die Wangen streichelnd, mit

Freuden ausrief: „Ach Gott, wie ähnlich meinem Hans Jörg; wenn doch der noch lebte und seinen Buben sähe!" —

Der Feldzug nach Preußen hatte begonnen und mein Vater mußte mit ausmarschieren, meine Mutter blieb in seinem Dorfe zurück und beide hofften auf baldiges Wiedersehen, aber vergebens. Noch besitze ich einige Briefe aus jener Zeit unseligen Andenkens, die mein Vater aus dem Lager bei Bautzen an meine Mutter geschrieben hat. Ich lasse hier einige Auszüge folgen, die aus eigner Anschauung den damaligen Kriegsjammer schildern.

Bautzen, den 24. Mai 1813.

Liebes Kind!

Ich kann nicht unterlassen, Dir zu schreiben und will hoffen, daß Dich mein Brief gesund antrifft, wie ich es Gott sei Dank auch noch bin. Vom 20.—23. haben wir eine Schlacht geschlagen, die schrecklich viele Menschen gekostet hat, dreißig tausend Todte und Verwundete sind geblieben. Neben mir stand ein Lieutenant, dem riß eine Kanonenkugel die beiden Beine weg, die Kugel streifte noch meinen Mantel, so daß ich zu Boden stürzte; aber Gott sei Dank, mir ist weiter nichts geschehen. Du glaubst nicht, was hier für ein Elend ist, wir haben eine Theuerung, daß man leicht für einen Gulden Brod essen kann, und wer kein Geld hat, der muß halb verhungern. Ich hätte nicht gedacht, daß meine Mutter so hart sein kann und mir keinen Kreuzer Geld schickt, schicke Du mir etwas, ich will Dir alles wieder ersetzen, wenn ich nach Hause komme, damit ich mich doch wenigstens satt essen kann; die Russen haben alles weggebracht oder vernichtet. Schreibe mir recht bald, meine Adresse ist: an Johann Georg Weiß, Gemeiner beim 5ten Infanterie-Regiment bei der 2ten Grenadier-

Compagnie bei der Armee. Verzeihe mein schlechtes Schreiben, ich schrieb diesen Brief im Lager auf meinem Tornister. Tausend Grüße u. s. w.

In einem andern Briefe schreibt er: Jetzt haben wir Waffenstillstand, gehe in das Landgericht, vielleicht wird es dir möglich, daß ich meinen Abschied erhalte, denn meine barbarische Mutter thut nichts für mich. Wir sind hier wohl im Quartier, aber nur auf Dach und Fach, und wir sind froh, daß wir nur dieses haben; denn es ist hier alles zu Grunde gerichtet worden von den Feinden u. s. w.

Dies war die letzte Nachricht, die meine Mutter erhielt. — Der 18. Oktober kam, und die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen. Nur wenige Tage nach dem verhängnißvollen Ereigniß, am 21. Oktober 1813, wurde ich in Ermreuth geboren, einem freundlichen, in nordöstlicher Richtung und etwa fünfstündiger Entfernung von Nürnberg, in einem herrlichen Thale, am Eingange in die fränkische Schweiz belegenen Dorfe. Auf allen Seiten geht man eine Stunde über sanft ansteigende Höhen, die mit verschiedenen Obstarten, größtentheils Kirschbäumen, bepflanzt sind, weshalb diese Gegend, welche Nürnberg und sogar Augsburg und München mit der köstlichen Frucht der letzteren versieht, auch das Kirschenland heißt.

Einen reizenden Anblick gewährt die Landschaft, wenn im Frühjahr all' diese Bäume in voller Blüthe stehen, und hält man von einer hervorragenden Anhöhe herab eine Umschau, so wähnt man die Hügel rings mit Schnee bedeckt zu sehen. Tritt man darauf den Blüthenbäumen näher und gewahrt das geschäftige Treiben der Bienen und Käfer, das Summen und Surren, das Nippen und Gaukeln der Schmetterlinge, dazwischen das Emporsteigen einer Lerche aus dem grünenden Saatfeld, die ihr Lied zum blauen Himmel trägt: wahrlich,

so geht Einem das Herz auf, daß man ausrufen möchte: Gott! wie hast du deine Erde so schön gemacht!

Liebliches Thal der Heimath! wenn ich den Bewohnern deines Dörfchens auch fast gänzlich fremd geworden bin, so zieht es mich doch zuweilen zu deinen Bergen und Wäldern, zu deinen Obstgärten und Wiesen, wo ich mich zurück träume in die schönsten aller Tage, in die glückliche Jugendzeit. —

Meine Mutter blieb nach meiner Geburt im Dorfe zurück, wo sie durch weibliche Arbeiten sich bald einen Verdienst zu verschaffen wußte, und so sich und mich recht gut ernährte, noch immer hoffend, mein Vater werde zurückkehren, da er nur unter den Vermißten mit aufgeführt war.

Die Großmutter hatte mich besonders liebgewonnen; oft mußte ich ganze Wochen bei ihr bleiben, und selbst bei Nacht ließ sie mich nicht heim zur Mutter, sondern mußte mit ihr in dem großen Himmelbette schlafen; kurz, sie verhätschelte mich schier, wie die Großmütter zu thun pflegen.

Wenn ich zurückdenke, so weit ich vermag, so tauchen in meiner fernsten Erinnerung Soldaten auf mit großen Bärten, die bei der Großmutter im Quartier lagen, wahrscheinlich Russen, die 1815 aus Frankreich zurückkehrten. Sie setzten mich auf ihre kleinen Pferde, schaukelten mich auf den Knieen und trieben sonstigen Spaß mit mir, worüber die alte Frau große Freude hatte.

Die schönsten Tage der Kindheit verbrachte ich in einem kleinen Häuschen ganz am Ende des Dorfes, wo meine Mutter bei einer freundlichen Bauernwittwe wohnte. Diese hatte ein Töchterchen, das einige Jahre älter war als ich und mir bald eine liebe Gespielin wurde, während die Frau selbst sich als eine zweite Mutter gegen mich erwies und mich immer nur ihren Buben nannte. Sie war es, die stets zu vermitteln suchte, wenn meine Mutter mich wegen

irgend eines Fehlers strafen wollte, obwohl auch diese bei all ihrer Strenge mich recht lieb hatte.

Damals war ich ein großer Anhänger des Alten. Einmal hatte ich so zerrißne Schuhe, daß an beiden Füßen die Zehen herausschauten; aber als meine Mutter mir ein Paar neue, in der Stadt gekaufte anzog und die alten auf die Mißstätte warf, weinte ich bitterlich und schlich mich zum Hause hinaus, warf die neuen hin, wo die alten lagen und zog diese wieder an. Der glücklichen Herstellung des frühern Zustandes froh, mochte ich eine Stunde umhergelaufen sein, als die Mutter den sonderbaren Wechsel entdeckte; da hagelte es tüchtige Schläge, und rasch eilte sie zum Düngerhaufen, wo zum Glück die neuen Schuhe noch lagen, wie ich sie hingeworfen hatte.

Oft, wenn ich meine Mutter geärgert hatte, sagte sie, daß sie sterben müsse, weil ich so bös sei; dann fing ich bitterlich an zu weinen und versprach ihr alles, und wenn ich groß werde, wolle ich das Brod verdienen, das wir brauchten, nur solle sie nicht sterben, und ich war nicht eher beruhigt, als bis sie mir versprach, daß sie einstweilen zu leben noch fortfahren wolle.

Vor unserm Hause stand ein großer Birnbaum, und hinter dem Hause lag eine Wiese, dies waren die Tummelplätze für mich und meine Gespielen, wo wir uns im Sommer den ganzen Tag über aufhielten; denn in der Stube war für uns keines Bleibens.

Mein Heimathsdorf besteht aus ungefähr 100 Häusern, wovon fast die Hälfte von handeltreibenden Israeliten bewohnt ist, während die übrige Einwohnerschaft aus Bauern besteht, welche letztere meist nebenbei mit Obst handeln, das sie „auf den Bäumen“ kaufen, selbst pflücken und dann zu Markte nach Nürnberg, Fürth und Erlangen bringen. Diese,

Leute sind gewöhnlich regsamer und aufgeweckter, als die Bauern, die nur ihren Feldbau betreiben.

Ich habe in den spätern Jahren öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß in einem Dorfe, wo Israeliten wohnen, auch die Bauern gescheidter werden, als an andern Orten, wo keine wohnen; dieses regsame Völkchen scheint Intelligenz in die Dörfer zu bringen.

Das Häuschen, welches den Schauplatz der seligsten Tage meiner Kindheit bildete, steht noch heute, und nicht ohne Rührung betrachte ich diese Stelle voll der schönsten Erinnerungen aus einer glücklichen, unvergeßlichen Zeit. Da war keine Jahreszeit, die wir nicht mit gleicher Lust begrüßt hätten. Kaum war der Schnee von den Bergen geschmolzen, so wanderten wir Kinder in den nahen, kaum einen Büchsenschuß vom Dorfe entfernten Wald und suchten die ersten Schneeglöckchen, und mit welchem Jubel kehrten wir zurück, trotz der roth gefrornen Hände, wenn wir einen tüchtigen Strauß erobert hatten. Hernach kamen die Palmkätzchen, dann die Schlüsselblumen, und immer blieb die Freude dieselbe, bis endlich die sehnlichst erwartete Kirschenzeit sich näherte. Mit neugierig lüsternen Blicken betrachteten wir die Bäume, welche die herrliche Frucht trugen, wie diese allmählich sich röther und röther färbte.

Wenn endlich meine zweite Mutter, die Bäuerin, mir und ihrer Maigel (Margaretha) ein Paar Ohrringe aus dem Kirschgarten mitbrachte, so wurde sie wohl hundertmal geküßt, daß meine Mutter fast eifersüchtig darüber wurde. Diese Ohrringe oder vielmehr Ohrbummeln, aus zwei Kirschen bestehend, die mit den Stielen zusammengewachsen sind, hiengen wir über die Ohren, um so den ganzen Tag einher zu stolziren und sie einmal über das andre zu be-

trachten, bis sie endlich von den Ohren weg in den Mund wanderten.

Ich mochte erst fünf Jahre alt sein, als ich schon mit auf die höchsten Leitern stieg und meinen Kameraden oft halbe Tage lang beim Kirschenpflücken half, wofür ich gewöhnlich zur Belohnung eine Krätze voll der schönsten erhielt, die ich mit freudestrahlenden Blicken meiner Mutter brachte. Im Sommer gieng ich meistens mit größeren Mädchen und Knaben auf die Feldraine und Wiesen, um Gras für die Kühe und Ziegen zu holen, zu welcher Arbeit nicht selten recht hübsche Volkslieder gesungen wurden, für die ich schon in meiner frühesten Jugend sehr empfänglich war. Ich faßte sie rasch auf und behielt sie so gut im Gedächtniß, daß ich sie bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe. Ich will ein paar der damals gehörten Lieder, die mir immereine liebe Erinnerung bleiben werden, hier folgen lassen.

I.

Jetzt fängt sich schon das Frühjahr an,
Da hört man rings der Vöglein Sang
:,: Und alles fängt zu grünen an. :,:

Drum seid nur lustig auf der Welt,
Schon blüh'n die Blümlein auf dem Feld,
:,: Sie blühen weiß, blau, roth und gelb. :,:

Und wenn ich durch die Fluren geh',
Da singt das Lerchlein in der Höh'
:,: Und ich nach meinem Schätzlein seh'. :,:

Geh' ich dann über Berg und Thal,
So hör' ich auch die Nachtigall
:,: Auf grüner Haid und überall. :,:

Und geh' beim hellen Mondenschein
Ich zu mei'm lieben Schätzelein,
:,: Und denk' bei ihr vergnügt zu sein. :,:

Doch, wie ich zu ihr kommen bin,
Da hör' ich einen andern drin,
:,: Ich sagt' ihr, daß ich nimmer kümm'. :,:

II.

Wenn ich an den seligen Abend gedenk',
Wo ich Abschied von Dir nahm,
Und die Sonne sie scheint, ich muß scheiden allhier,
Und in ein anderes Land.

Mein Vater hat gesagt, ich sollt' 'ne reiche, reiche nehm'n,
Die da hat viel Silber und viel Gold,
Ich aber will lieber in Armuth sterb'n,
Als ich dich verlassen sollt.

Großer Reichthum bringet keine Ehr', keine Ehr',
Große Armuth keine Schand,
Ei so wollt' ich, daß ich tausend Thaler reicher wär'
Und hätt's in meiner Hand.

Doch denk ich auch einmal reicher zu werd'n,
Aber nicht an Geld noch an Gut,
Wenn ich Dich, Du Herzliebste, für mich erwerb,
Dann bin ich ja reich genug.

Ich weiß heute noch nicht, war's der Text oder die liebliche Melodie, wodurch sich diese Lieder für immer in mein Gedächtniß prägten, während doch so manches andere, was man uns in der Jugend einquälte, ebenso schnell als gelernt wieder entschwunden ist.

Mit Vergnügen denke ich auch an die Kirchweihen zurück und besonders, wie ich zum ersten Mal mit andern Kindern den Tanzboden besuchte und meine herzinnigste Freude an der Musik hatte. Da spielten sie den Bauernburschen so wacker auf, und mit neugierigem Staunen drängte ich mich zu der Frau, die das Cimbal schlug, während die

übrigen Musikanten auf Stühlen oder auf den Fensterbrettern umhersaßen und ihre gellenden Töne herausschmetterten. Noch seh' ich den kräftigen Burschen mit dem Blumenstrauß auf seinem Hut, wie er jauchzte und mit den Füßen strampfte und seiner Schönen mit schelmischen Blicken in's Gesicht sah und den Musikanten zurief: „Jetzt spielt mir mein Leiblied!“ und dann mit komischen Geberden vor sie hintrat und zu singen anhub:

Wie noch die Sträuche Rosen trugen
Und alle Wiesen Gras,
Da sagt ich's Dir zum ersten Mal:
Du bist mein lieber Schatz,
Jetzt sag' ich's an der Kirchweih Dir:
Lieb's Schätzlein, Du g'hörst mein,
Und wenn der Nußbaum Aepfel trägt,
Dann soll die Hochzeit sein.

Als er so geendigt hatte und zu tanzen anfieng, bildeten die übrigen einen Kreis. Das war ein Jauchzen, Strampfen und Händeklatschen, dazwischen schleuderte er seine Dirne hoch empor bis an die Decke des Saales, und so tanzte er den Reihen zu Ende. Ich aber wünschte mir, daß alle Tage Kirchweih wäre, denn dieser Jubel und Trubel, der Zuzug von geputzten Burschen und Mädchen aus den umliegenden Dörfern stimmte mich gar so feiertäglich. Da standen wir Kinder den ganzen Tag vor dem Wirthshause, wo es aus- und einströmte und die Zuckerbuden aufgeschlagen waren, und konnten uns kaum satt sehen an dem bunten Gewirr. Zubald waren diese frohen Tage für uns entschwunden, alles gieng seinen gewöhnlichen Gang, auch wir kehrten zu unsern vorigen Spielen zurück. So kam die Erntezeit heran, da gieng es mit auf's Feld, wo wir uns bei den Schnittern umhertummelten, bis man uns als störende Gäste wohl einmal fortjagte, oder, wenn das Glück es

wollte, uns auf dem vollen Erntewagen mit nach Hause fahren ließ.

Wehte nun der Wind über die Stoppeln, so zogen Knaben und Mädchen, ich als der Kleinste, mit den Kühen hinaus auf den Anger, oder auf die Feldraine, manchmal auch in den Wald, um das Vieh dort weiden zu lassen, und weil ich selbst nichts zu hüten hatte, half ich treulich meinen Genossen. Da saßen wir oft Tage lang hinter einem Dornbusch, der uns vor den Wind schützen sollte, und hatten ein Feuer angeschürt, in dem wir Kartoffeln oder halbreife Aepfel brieten, die uns besser schmeckten als alles Andere. Dabei wurden Mährchen erzählt oder Lieder gesungen, die in mir immer einen sehr aufmerksamen Zuhörer fanden.

Aber Schrecken empfand ich, wenn uns Schnurrjuden zu Gesicht kamen. Damals nämlich, vielleicht durch die Kriegszeiten veranlaßt, kamen ganze Judenfamilien mit Sack und Pack in unser Dorf, die bei ihren Glaubensgenossen bettelten und bisweilen so fürchterlich zerlumpt waren, daß sie auf ein kindliches Gemüth einen schreckhaften Eindruck machen mußten. Zudem war unter uns die Sage verbreitet, daß sie die Christenkinder auffiengen und verspeisten, und ich sah mich schon im tiefen Wald an einem Bratspieß stecken und stückweise von den Ungeheuern verzehren. Sobald ich daher solche Juden sah, fieng ich an zu laufen und zu schreien: „Mutter! Mutter!“ und auf unser Dorf zuzueilen, daß ich fast den Athem verlor. Meine Mutter lachte zuweilen herzlich darüber, bestärkte mich aber in meinem Glauben, wahrscheinlich damit ich mich nicht zu weit vom Dorfe entferne; denn ich hatte einen ungeheuern Hang, mich fortwährend, wenn das Wetter es nur halbwegs zuließ, im Wald umherzutreiben. Ich erinnere mich noch recht gut, wie mich der herrschaftliche Jäger mit Drohworten, oder

auch mit einem Klitsch heim jagte, wenn er mich zur Brutzeit der Vögel im Wald antraf, wo ich umherschlich, Nester suchte und die Jungen mit nach Hause nahm, die ich mit vieler Mühe aufäzte. Weil ich keinen Vogelbauer besaß, so setzte ich meine Kleinen in einem Körbchen vor das Fenster, und wenn sie flügge waren, flogen sie mir gewöhnlich davon; aber ich wurde nicht müde, aufs Neue meine Jagd zu beginnen. So kam es, daß ich alle Arten Vögel aufzog, von der Grasmücke bis zum Specht und zur Elster. Aber Niemand sagte mir, welches Unrecht ich beging, daß ich die armen Kleinen den Alten entriß.

Kam allmählich der Winter ins Land, so wurde unser Thal oft so eingeschneit, daß wir kaum drinnen im Dorfe fortkommen konnten, viel weniger draußen auf den Feldwegen. Da hieß es denn freilich: „in der Stube bleiben.“ Ich weiß nicht, war es aus Verzweiflung oder Liebhaberei, ich legte mich in diesen traurigen Tagen auf die Schneiderkunst. Wenn meine Mutter mit ihrer Näharbeit beschäftigt war, saß ich neben ihr auf einem Schemel und nähte oder flickte vielmehr alle Arten Puppen zusammen, die ich mit meinen Gespielen in der Stube, deren Fußboden unterschiedliche Löcher zeigte, feierlich begrub. War nur einigermaßen Bahn gemacht, so tummelten wir uns doch lieber im Schnee umher, oder fuhren auf unsern Kinderschlitten, bis wir, vor Kälte erstarrt, wieder an den warmen Ofen krochen. Die Abende waren das Erbaulichste für mich, denn da kamen Weiber und Mädchen mit ihren Spinnrädern zu uns, wobei es oft lustig genug herging. Da wurde die Genoveva oder der Eulenspiegel vorgelesen, oder noch häufiger Gespenstergeschichten erzählt, die mich besonders anzogen. Eine der Spinnerinnen wußte zu berichten, wie sie dem längst verstorbenen Förster im Walde begegnet sei, und er ohne Kopf

zu Pferde daher kam, oder wie die feurigen Männer an der Moorwiese umherliefen, daß sich die Bauern die Tabakpfeifen an ihnen anzünden konnten, und dergl. mehr. — Eine dieser Geschichten, welche eine alte Bäuerin erzählte, und die mich ganz besonders fesselte, mag hier vollständig Platz finden.

Es war einmal eine Spinnerin, die mit viel Sorge und Noth zu kämpfen hatte. Ihr Mann war schon lange todt und sie mußte sich und ihre vier Kinder durch Spinnen ernähren. Oft saß sie bis Mitternacht auf, ohne doch so viel zu verdienen, daß ihre Kinder nicht manchmal hungrig zu Bette gehen mußten. Einmal pochte es um Mitternacht an ihre Thüre, und ehe sie noch einen Laut über die Lippen gebracht, stand ein stattlicher Herr in reicher Jägerkleidung vor ihr, der sich aufs freundlichste erbot, ihr aus der großen Noth zu helfen, wenn sie das erfülle, was er von ihr verlangen werde. Verlegen über das Anerbieten, gab sie keine Antwort. Er aber sagte, daß er durchaus nichts Unrechtes von ihr wolle, sie brauche blos binnen Jahr und Tag seinen Namen zu errathen und zur Bürgschaft dessen auf ein Blatt Papier, das er ihr überreichte, ihren Namen mit ihrem Blute aufzuzeichnen; dann werde er für sie spinnen, so daß sie Arbeit annehmen dürfe, so viel sie nur immer auftreiben könne. Sie that wie er befohlen hatte, alles nahm den besten Fortgang und bald durfte sie eines gewissen Wohlstandes sich erfreuen. So oft sie eine Partie Flachs bekommen hatte, holte diese der Fremde über Nacht und brachte sie am anderen Tage gesponnen zurück. Jedesmal, wenn er kam, fragte er die Spinnerin, ob sie seinen Namen wiße. Wie viel sie deren auch nannte, so entgegnete er stets mit Hohngelächter: „Nicht errathen!“ und entfernte sich.

So rückte die festgesetzte Zeit immer näher, bis wohin der Name errathen sein mußte, wenn sie dem Geheimniß-

vollen nicht mit Leib und Seele verfallen wollte. Wohl hatte sie sich ein hübsches Vermögen erübrigt, aber ihre Unruhe und ihr Jammer wuchsen mit jedem Tage. Schon war die Zeit verstrichen bis auf 24 Stunden, und noch immer hatte sie den Namen des Fremden nicht gefunden. Bekümmert saß sie an ihrem Spinnrocken und dachte über das Schicksal nach, das sie treffen würde, wenn sie das Räthsel nicht löste. Ihre Kinder waren in den Wald gegangen, um Heidelbeeren zu pflücken, schon dämmerte der Abend und noch waren sie nicht zu Hause. Auf einmal kamen sie athemlos, voll Angst und Schrecken bei ihrer Mutter an, und als diese sie fragte, was ihnen fehle, warum sie so bleich aussähen und was ihnen begegnet sei, so erzählten sie: Lange seien sie im Walde umhergelaufen, bis sie eine Stelle fanden, die reich an Beeren war; eben eifrigst mit Pflücken beschäftigt, hörten sie in einiger Entfernung singen und dazwischen heftiges Peitschengeknall. Neugierig näherten sie sich dem Orte, wo diese Töne herkamen, und zu ihrem Schrecken sahen sie ein häßlich aussehendes kleines Männlein in einem scharlachrothen Gewande, das unter schallendem Gelächter um ein Spinnrad tanzte. Dieses setzte der Kleine mit einer Peitsche in Bewegung und sang dazu folgendes Liedlein:

Wenn das meine Spinnerin wißt,
Daß ich Popemann'l hieß,
Wollt ich lachen,
's Maul aufmachen,
Es ist nur gut, daß sie nicht weiß,
Daß ich Popemann'l heiß.

So oft er daß Liedlein zu Ende gesungen hatte, knallte er mehrmals mit seiner Peitsche. Verstört über diesen Anblick, waren sie fortgelaufen und hätten sich im Walde verirrt, und das war der Grund, weshalb sie so spät nach Hause

kamen. Ruhig hörte die Mutter die Erzählung an und sagte kein Wort dazu, doch dachte sie gleich an den geheimnißvollen Fremden. Als die Kinder ihre Abendsuppe gegessen hatten, hieß sie dieselben zu Bette gehen, damit sie sich von ihrem Schrecken erholten. So nahte die Stunde, wo der Fremde erscheinen mußte; sie saß heute mit gespannter Erwartung an ihrem Spinnrade und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Da pochte es an ihre Thür und der Fremde stand mit grinsendem Lächeln plötzlich vor ihr und fragte sie, ob sie jetzt seinen Namen wisse. Sie nannte verschiedene Namen, aber immer entgegnete er mit höhnischem Lächeln sein: „Nicht errathen.“ Endlich sagte sie: heißt du vielleicht Popemann'l? da brüllte er „Ja“ und verschwand und hinterließ einen fürchterlichen Gestank in der Stube. Die Spinnerin aber lebte noch viele Jahre glücklich und zufrieden, und wenn sie nicht gestorben ist (setzte die alte Bäuerin hinzu), so lebt sie heute noch. —

Schwerlich hätten diese und ähnliche Erzählungen mich so lebhaft ergriffen, wenn ich nicht geglaubt hätte, sie seien buchstäblich wahr. Genoveva und der kleine Schmerzenreich preßten mir die bittersten Thränen aus, trotz der Versicherung meiner Mutter, daß nicht Alles so wahr sei, wie's im Buche stehe. Ich behauptete, man könne unmöglich auf diese Art lügen.

Rückte die Weihnachtszeit heran, so zählten Mutter und Großmutter mir vor, wie viele schöne Sachen der heilige Christ mir bringen werde, aber worin sie bestehen sollten, wurde mir sorgfältig verhehlt.

Die Bescheerung am heil. Abend fand gewöhnlich bei meiner Großmutter statt. Ich vergaß nicht, ein Bündelchen Heu mitzunehmen, das ich in einen Winkel der Hausflur legte, damit das Christkindlein für das Eselein vor dem

goldenen Wagen, der all die herrlichen Sachen trägt, etwas zu fressen finde. Ich mußte mich, sobald es dunkel wurde, in das große Himmelbett der Großmutter legen, dessen altfränkische, großblumige Vorhänge dicht zugezogen wurden, damit mich das Christkindlein nicht entdecke und mir die Augen ausblase. Ich ließ mir das lange gefallen, einmal aber plagte mich die Neugierde so, daß ich den Vorhang leise in die Höhe hob, und da sah ich denn zu meinem größten Erstaunen, wie Mutter und Großmutter selbst den kleinen Tannenbaum schmückten und vom Christkindlein und seiner Pracht sich keine Spur zeigte. Später habe ich bereut, daß ich mich um die holde Täuschung, die, einmal zerstört, für immer entschwunden ist, so früh selbst durch meine Neugier gebracht habe.

II.

Eines der wichtigsten Ereignisse meiner Kinderzeit war mir der erste Gang in die Stadt. Eines Abends sagte meine Mutter: „Morgen früh stehen wir recht zeitig auf, um nach Nürnberg und von da nach Farnbach zu gehen.“ Ich machte große Augen und freute mich im Voraus auf die schöne Reise, um so mehr, weil die Mutter am letztgenannten Orte eine Schwester wohnen hatte, die einem Grafen von Pückler-Limpurg zur linken Hand angetraut war. Schon öfter war mir erzählt worden, wie die Tante in einem schönen Schlosse wohne, Chaisen, Pferde und Bediente habe, sogar selbst zu Pferde sitze und spazieren reite. Ich hatte sie noch nicht gesehen, obwohl meine Mutter oft Wochen und Monate lang dort verweilte.

Während der großen Theuerung von 1816 auf 17 wurden wir reichlich von der Tante unterstützt, was gleichwohl nicht hinderte, daß die Mutter trotz des eingeschränktesten Lebens dreihundert Gulden von ihrem eigenen Vermögen zusetzen mußte. Der glückliche Morgen kam, vor Tagesanbruch schon waren wir aufgestanden, um unsre Wanderung ja zeitig genug anzutreten. Man hatte meine kleine Person so anständig als möglich herausgeputzt und mir sogar eine neue, mit einer Goldborte besetzte Mütze gekauft, die ich während der ganze Reise mehr in der Hand als auf dem Kopfe trug, um sie mit freudiger Bewunderung wieder und wieder zu betrachten.

Als wir unser Dorf verließen, stieg in glührother Pracht die Sonne empor, was auf mich, da ich dieses Naturschauspiel noch nie so schön gesehen (es war im Hochsommer) einen mächtigen Eindruck machte. Mühsam stiegen wir den Berg hinan, das ganze Thal war in lichten Duft gehüllt und überall regte sich's auf den Zweigen und in den Büschen. Aus dem Walde ertönten die ersten Frühklänge der Amseln und Weißdrosseln. Oben auf der Höhe angelangt, genoßen wir die herrlichste Aussicht, und dann giengs jenseits den Berg hinab. Ich verlor zum ersten Mal mein Dorf gänzlich aus dem Gesicht und konnte mich nicht genug verwundern, wie die Welt doch so unmenschlich groß sei. Einige Stunden mochten wir zurückgelegt haben, als ich zu jammern anfieng, ich fühle mich so müde und könne nicht weiter gehen. Die Sonne glühte und kein Lüftchen regte sich. Meine Mutter erzählte mir nun von Nürnberg und meinte, ich solle nur laufen, so kämen wir bald hin. Giengs nicht anders mehr, so nahm sie mich auf den Arm, oder sie lud mich einem vorüberfahrenden Bauern auf den Wagen, und so langten wir endlich am Nachmittage in der Stadt alter Herrlichkeit an. Schon von weitem staunte ich über die riesigen Thürme, und erst durch das alte Thor eingetreten, wußte ich kaum, wohin ich meine Blicke wenden sollte. Die mächtigen Häuserreihen, die Masse geputzter Menschen, das Gerassel der Wägen, die blanken Waffen der Soldaten, das alles ließ mich kaum zu mir selbst kommen. Meine Mutter hatte mancherlei zu besorgen und so wanderte ich mit ihr durch unzählige gerade und krumme Straßen voll bunter Sehenswürdigkeiten, die mich kaum noch an meine Müdigkeit denken ließen.

Die Leute unsres Dorfes hatten mir gesagt: wenn ich zum ersten Male nach Nürnberg käme, müßte ich in eine

Sperikette beißen, sonst würde ich eingesperrt und dürfte nicht wieder kommen. Als ich nun die erste dieser Ketten, die in engen Straßen zur Verhinderung der Durchfahrt hie und da angebracht sind, erblickte, eilte ich darauf zu, um das Hineinbeißen nicht zu versäumen; die Mutter zog mich jedoch lächelnd zurück und gab mir die nöthige Aufklärung.

Nachdem die Geschäfte besorgt waren, accordierte die Mutter mit einem Kutscher, und wir fuhren in raschem Trabe über Fürth nach Farnbach. Gegen Abend langten wir an und wurden auf's freundlichste empfangen. Der Graf, eine schlanke, magere Gestalt, von gutmüthigem Aussehen, mochte ein starker Sechziger sein und bezeigte sich äußerst leutselig. Die Tante war in der Mitte der dreißiger, noch blühend und eine sehr hübsche, lebendige Frau. Das Paar hatte zwei Kinder, eine schon ziemlich erwachsene Tochter und einen Sohn, der ein Jahr jünger war, als ich. Die Bekanntschaft mit diesem war bald gemacht, wir wurden gute Freunde und Gespielen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich mich rasch eingewöhnte. In den Zimmern und Gängen des alterthümlichen Schlosses wurde brav Rumor gemacht, aber mein liebster Aufenthalt war der Pferdestall.

In meinem Dorfe gab es nur einen einzigen Bauern, der Pferde hatte, und es gab einen Jubel, so oft diese sich zeigten. Wurden sie auf die Weide getrieben, so liefen wir hinterher und plagten den Knecht, uns reiten zu lassen, und keinen glücklichern und mehr beneideten Sterblichen gab es, als den, der auf den dürren Fuchs oder den halb blinden Schimmel gehoben wurde. Wie groß mußte daher jetzt mein Vergnügen sein, da ich zu Pferde steigen durfte, so oft ich wollte, und es viel mehr und ganz andre Pferde zu sehen gab, als die armseligen Bauerngäule.

Zu meinen Lieblingsplätzen gehörte ferner der Schloßgarten, dessen Blumen mich jedoch kaum so anzogen, als die große Schaukel darin. Auf dem Wasser, welches rings das alte Schloß umgab, machten wir zuweilen Kahnfahrten, um die Entenhäuschen nach Eiern zu durchsuchen. Auch die Spazierfahrten des Grafen machte ich gewöhnlich mit, wobei der alte Herr manchen Spaß mit mir trieb. Begegneten uns auf dem Wege z. B. Ochsen oder Kühe, so rief er mir zu: „Schau mal die schönen Pferde dort! gefallen sie dir?" Ich behauptete mit ernster Entschiedenheit, das seien keine Pferde, das müße ich besser wissen, ich, der ich in meinem Dorfe kaum etwas Anderes sähe, als Ochsen. Der Graf lachte herzlich und stritt nicht weiter. Ueberhaupt galt ich viel bei ihm und oft sagte er: „Wenn du groß sein wirst, lasse ich dich etwas Tüchtiges lernen." Und manchmal griff er in die Tasche und schenkte mir eine ganze Hand voll Münze, mit dem Bedeuten, das Geld meiner Mutter zu geben, damit sie mir's aufhebe.

So vergiengen Wochen und Monate, wir hatten das herrlichste Leben und es wollte mir gar nicht behagen, als die Mutter sagte: jetzt gehen wir wieder nach Hause. In mein Dorf zurückgekehrt, erzählte ich meinen Kameraden von den erlebten Abenteuern, und je mehr ich darüber angestaunt wurde, desto wichtiger kam ich mir selber vor und desto mehr suchte ich das Staunen durch kühne Ausschmückungen zu steigern. Obwohl ich die Grafenherrlichkeit ungern vermißte, so gewann ich die bescheidenen dörflichen Vergnügen doch bald wieder lieb, wozu ein sechzehnjähriges Mädchen, Namens Ann'l (Aennchen), besonders beitrug. Ich mußte immer um sie sein und half ihr die Küche hüten, während sie strickte, auch wohl erzählte, oder mit Mädchen gleichen Alters Volkslieder sang, wie u. a. dieses:

Es wohnt ein Müller in einem Thal,
Lustig in dem Walde;
Stiehlt er viel, so wird er reich,
Juhe, dirlumdei! lustig in dem Walde.
Es ist g'wiß und es ist wahr,
Es ist mir keiner lieber, wie er in unsrer Pfarr'.

Ich trag' mein'n grünen Kranz fürwahr
In meinem schön goldgelben Haar,
Vorn aufgekraust, Zopfbandeln drin,
Das liegt den Buben stets im Sinn.
Es ist g'wiß . . . .

Ein Hemd hab ich viel weißer, wie der gefallne Schnee,
Wenn ichs wasch', sied' ichs voreh,
Tunk es ein, ziehs wieder heraus,
Hängs in Sonnenschein hinaus.
Es ist g'wiß . . . .

Ich hab daheim ein' neue Schauben,
Die sticht den Bub'n stets in die Augen,
Hintenrum voll Falten und vornen ein Schlitz,
Und untenrum ein Börtel, das nur so glitzt.
Es ist g'wiß . . . .

Auch habe ich ein Mieder, das an die Brust sich schmiegt.
Ich habs von meiner Mutter erst nagelneu gekriegt;
Ein Gürtel um die Mitt', ein Messer an der Seit',
Am Fürtuch ist ein Spitzel, das ist drei Finger breit.
Es ist g'wiß . . . .

Wann ich nur einen Schuhknecht hätt',
Der schöne Schuh mir machen thät,
Die nicht zu groß und nicht zu klein,
Daß ich hätt' runde Füßeln drein.
Es ist g'wiß . . . .

Und wenn ich auf den Tanzplatz geh',
Da hebt man gleich die Köpf in d'Höh,

B'schaut mich von Kopf bis auf die Schuh,
Wie ich so zierlich tanzen thu.
Es ist g'wiß . . . .

Geh' ich vom Tanzplatz wieder herab,
Da zieh'n die Bursch' die Hütlein ab
Und schau'n mich alle freundlich an,
Daß ich von Herzen lachen kann.
Es ist g'wiß . . . .

Sie führ'n mich dann ins Wirthshaus nein
Zum süßen Meth und kühlen Wein,
Ich eß und trink, thu sie vexier'n
Und bleib 'ne brave Bauerndirn.
Es ist g'wiß . . . .

Wenn bei der Nacht ich schlafen thu,
Da kommen die Bauernbursch' herzu
Und spielen mir ein Hofrecht fein
Vor meinem Kammerfensterlein.
Es ist g'wiß . . . .

Dies Liedlein ist zu Ehren gemacht
Der allerschönsten Bauerndirn,
Dieweil sie alle Bursch' verlacht,
Drum wünschen wir, drum wünschen wir
Ihr eine gute Nacht.
Es ist g'wiß . . . .

Wie sehr mich dieses Liedlein erheiterte, so betrübt machte mich das hier folgende, dessen schwermüthige Melodie mich mehr als einmal zum Weinen brachte:

Müller, schau er nach der Mühl,
Was damit wohl ist gescheh'n,
Denn das Rad es bleibet steh'n,
Es muß was zu Grunde geh'n.

In das Wasser ist sie gangen
Und das Rad hat sie gefangen,
Unser einzig Töchterlein,
Ach ertrunken wird es sein!

Und die Müll'rin schlug voll Jammer
Ihre Hände jetzt zusammen:
„Liebste Mutter, schweig nur still,
„Daß ich meinen Wunsch erfüll'.

„Meine Hochzeit will ich halten,
„Will zu meinem Bräut'gam geh'n,
„Stellt sechs Träger für mich ein,
„Die mich tragen zu ihm 'nein.

„In dem schönen Rosengarten
„Wird mein Bräutigam schon warten,
„Und das Brautbett ist bereit't
„Hier und dort in Ewigkeit."

Von meiner frühesten Jugend an habe ich ein treues Gedächtniß und eine ungemeine Vorliebe für solche Volkslieder gehabt, deren ich nach und nach wohl einige hundert vom Singenhören auswendig lernte. Viele davon verdanke ich meiner Ann'l, dem hübschen, schlanken Bauernmädchen mit schwarzen Haaren und Augen und vollen blühenden Wangen, gekleidet in der malerischen Landestracht, dem rothen Kopftuch, dem bunten Mieder und dem schwarzen eng gefältelten Rock mit grünem Bänderbesatz. Die Bauern jener Gegend sind ein einfaches, lustiges Völkchen, das noch gern bei seiner Arbeit die von den Vorvätern ererbten Lieder singt. Ich glaube beobachtet zu haben, daß Bauern in der Nähe größerer Städte verdorbener, gröber und hochmüthiger sind, als die weiter entfernt wohnenden. Bei jenen findet man auch viel seltener die ursprünglichen, echten Volkslieder, an deren Stelle sich Opernarien und moderne Bänkelsängerlieder eingeschlichen haben, die sich der Bauer durch barbarische Verstümmelungen mundgerecht zu machen sucht. Dagegen in entlegeneren Gebirgsgegenden (z. B. Oberfranken) haben sich neben den alten Liedern auch die alten Trachten und Sitten viel reiner und unverfälschter erhalten.

Allmählich kam auch für mich die Zeit, wo beim Kinde die ersten Sorgen anheben, und es sich Abends mit der Angst zu Bette legt, es möchte den für morgen gelernten Spruch vergessen oder gar die Schulstunde verschlafen.

Eines Morgens führte meine Mutter mich zu dem alten Schulmeister, der so stocktaub war, daß man sich fast die Lunge ausschreien mußte, um sich ihm verständlich zu machen, was den Kindern freilich, des ungestörten Lärmens und Plauderns halber, ganz erwünscht war. Er nahm mich freundlich in Empfang und setzte mich zu meinen Altersgenossen hinter den Ofen, wo wir vorderhand treiben konnten, was wir wollten, bis am zweiten oder dritten Tage die Frau Cantorin kam und uns das ABC einzutrichtern begann. Wenn wir nicht aufpaßten, stach sie uns, nicht ganz ohne Erfolg, mit einer gespitzten Feder in die Hand. Ich besuchte diese Schule ein volles Jahr, aber lernte so viel wie nichts. Wie sollte ich auch! Der alte taube Mann hatte drei Classen zu versehen, die Kleinen, die Großen und die Israelitenkinder, und natürlich saßen Knaben und Mädchen in einer und derselben Stube beisammen. Da gab es nun ein Gesumme und Gesurre, wie in einem Bienenstock, der schwärmen will.

Im Dezember 1819 machte meine Mutter mit mir wieder einmal eine Reise nach Fernbach, und zwar bis Nürnberg zu Fuß. Der Schnee glitzerte im hellen Sonnenschein auf den Bergen und in den Thälern, so weit das Auge trug. Als wir das Dorf Forth erreicht hatten, wurde meiner Mutter plötzlich so unwohl, daß sie zusammenbrach und in Ohnmacht fiel. Ich fieng zu weinen an, eine Menge Gaffer sammelte sich um uns, aber Niemand leistete Beistand, bis ein alter Jude aus einem der nächsten Häuser trat und schalt: „Was steht ihr da und gafft? helft mir

daß ich einen andern Weg, als den von ihm mir zugedachten, gehen sollte. Aber der Todesfall brachte große Aenderungen auch in das Leben meiner Tante; sie mußte vom Schloße abziehen, erhielt von den Erben einen Wittwengehalt, führte fortan den erkauften, adelichen Namen einer Freifrau v. S. und zog mit ihren Kindern nach Nürnberg. Meine Mutter und ich kehrten nach unserm Dorfe zurück, wo jedoch nicht lange mehr unsers Bleibens war, indem die Tante uns schriftlich zu sich einlud, mit dem Bemerken, daß meine Mutter ihr im Hauswesen sehr nützlich sein könne. Dem willkommenen Rufe wurde gefolgt. Tiefen Eindruck ließ die Scene des Abschieds vom Dorfe in mir zurück, meine Spielkameraden nebst der Ann'l begleiteten uns bis zu dem nächsten Hügel, wo ich ihnen unter Thränen das Versprechen gab, sie bald einmal zu besuchen.

III.

Das Leben in der Stadt gefiel mir Anfangs recht wohl, bei meiner Tante wußte man nichts von Noth, da war Alles vollauf und auch an Zeitvertreib fehlte es nicht. Wenn die Schulstunden vorbei waren, gieng ich zu meinen neuen Kameraden auf die Gasse. Auch mein Cousin durfte manchmal mit, nur kam ich nie recht mit ihm aus, er wollte mich beherrschen und mir befehlen, was ich, als der Aeltere, so wenig ertrug, daß ich ihn für seine Anmaßung nicht selten durchprügelte. Dann lief er gewöhnlich mit Geheul zu seiner Mutter und verklagte mich, worauf mir die ausgetheilten Prügel mit Zinsen heimbezahlt wurden. Einmal drohte meine Tante sogar, mich aus dem Hause zu jagen, und weil ich hartnäckig in meiner plebejischen Opposition gegen den adelichen Cousin beharrte, so brachte meine Tante es in der That dahin, daß ich schließlich bei einem alten Vetter untergebracht wurde. Auf eine Zeitlang sollte ich mich sogar gänzlich von Nürnberg entfernen, obwohl auf die angenehmste Weise von der Welt.

Die Tante machte nämlich eine Reise nach Augsburg, wo ein Bruder von ihr bei der Regierung angestellt war, und ich durfte in Begleitung meiner Mutter mit ihr reisen. Das gefiel mir freilich, so den ganzen Tag in der Kutsche zu fahren, allerlei Städte und Dörfer zu sehen und, wärs möglich, um die ganze Welt zu kutschieren. Wir wurden beim Onkel sehr freundlich aufgenommen, verweilten daselbst

einige Monate und machten im Sommer häufig größere Spaziergänge in die anmuthige Umgebung der Stadt.

Einige Wochen nach unsrer Rückkehr eröffnete meine Mutter dem alten Vetter, der mich einstweilen bei sich aufgenommen hatte, daß sie ganz ordentliche Leute für mich ausfindig gemacht habe, gottesfürchtige Menschen die mich gewiß gut halten würden. Anfang Nov. 1821 führte sie mich an den Ort meiner neuen Bestimmung, zur Vorstadt Sct. Johannis. Es war ein trüber, nebliger Sonntag-Abend, ich gieng sehr niedergeschlagen neben der Mutter her und konnte mich durchaus nicht freuen auf meine neue Unterkunft. Wir giengen durch die Platners-Anlage, wo die zukünftigen Pflegeältern in einem Wirthschaftsgarten wohnten. Noch drei andre Kostkinder waren dort, denen ich als neuer Bruder vorgestellt wurde. Meine Mutter gab mir noch manche gute Ermahnung, bevor sie sich verabschiedete. Als sie fort war, meinte ich, ein Berg wälze sich auf meine Brust. Zum ersten Male war ich ganz allein unter ganz fremden Menschen, anders als beim Vetter, den ich von früher her gekannt und wo ich nicht weit zur Tante hatte. Doch waren die Leute recht freundlich, redeten mir zu, und sagten, es werde mir bei ihnen gewiß gefallen, wenn ich erst einige Zeit da sei. Als das Abendessen gebracht wurde, fieng ich, anstatt zu essen, so bitterlich zu weinen an, daß die Pflegemutter und die andern Kinder zuletzt mit weinten und mich trösteten so gut sie konnten. Nachdem ich mich tüchtig ausgeweint hatte, wurde ich zu Bette gebracht, wo ich in den Armen des Schlafes meinen ersten großen Kummer verträumte. Am andern Morgen war ich etwas beruhigter und gieng mit den andern Kindern in die Schule. Vom Lehrer gefragt, was ich gelernt habe, erwiderte ich, daß ich bis zehn zählen könne, worüber er herzlich lachte. Er setzte

mich dann hinter den Ofen, wo ich als der Letzte figurierte. Doch sollte ich nicht lange da verweilen, ich lernte meine Aufgaben fleißig und merkte überhaupt immer gut auf, so daß ich nach einigen Monaten schon vorrückte, obwohl ich mir eben keine großen Kenntnisse erwarb. Die Schulen standen damals in Nürnberg noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, und was insbesondere meinen Lehrer betrifft, so hatte er 100 Kinder, Knaben und Mädchen, zu überwachen, ohne mehr als wöchentlich 2 Kreuzer Schulgeld von jedem zu bekommen. Unter solchen Umständen ließ sich natürlich nicht erwarten, daß der Lehrer viel leisten werde. Meine Pflegeältern waren fromme, rechtliche Leute, die, da sie keine Kinder hatten, sich an ihren Zöglingen erfreuten und ihnen die möglich besten Lehrer gaben. Der brave Mann hieß Volkert und war Posamentier. Seit vielen Jahren kränklich, war sein einziges Vergnügen, uns Gebete zu lehren, und wenn er besonders gut aufgelegt war und ich ihn mit Bitten bestürmte, erzählte er auch wohl Märchen, deren er viele wußte und von welchen ich in spätern Jahren manche in Verse gebracht und zu Kinderschriften verwendet habe. Ich verehrte meinen Pflegevater wie einen Heiligen. Noch sehe ich den alten abgemagerten Mann, wie er Sonntags, wenn die Arbeit ruhte, da saß in einer Piquéjacke und kurzen schwarzsammtnen Hosen mit Schnallen, im Hochsommer wie im Winter eine Pelzmütze auf dem fast kahlen Haupte, seine alterthümliche Laute spielend und geistliche Lieder dazu singend. Mich hatte er besonders lieb gewonnen, weil ich ihn wißbegierig über alles fragte. Mit den andern Kindern hatte er immer Noth und Aerger, sie folgten ihm nicht, waren verstockt und versäumten ihre Schulaufgaben, worüber öfters Klagen einliefen. Dann stellte er mich als Muster auf, indem er sagte: „Ja, mein Christoph ist ein braver Bub,

der lernt fleißig, drum hab ich ihn auch immer so gern," und oft saß er Winter-Abends fast bis Mitternacht am warmen Ofen und erzählte mir Märchen oder Gespenstergeschichten.

Mit meinen Pflegeältern war ausgemacht worden, daß sie mich Sonntags bei der Tante speisen ließen, und auch in den Wochentagen durfte ich einigemal zu Besuch kommen. Da mußte ich gewöhnlich mit meinem Cousin spielen, mit dem es aber fast jedesmal Streit absetzte. Ich sollte immer das schlechteste Spielzeug haben und den Knecht machen, wenn wir in der Stube umherfuhren, was mich oftmals so verdroß, daß ich ausrief: „Ich spiele jetzt nicht mehr mit", und ihm sein Spielzeug vor die Füße warf, worüber ich von der Tante tüchtig ausgezankt wurde. Kurz, ich sollte für das bischen Essen zur Rolle eines Sclaven mich bequemen. Das adeliche Söhnchen lernte nichts, obwohl er das Gymnasium besuchte, Hauslehrer hatte und Geld in Hülle und Fülle an ihm verschwendet wurde, während man für mich wöchentlich nur 2 Kreuzer aufzuwenden hatte. Ich zeichnete von jeher viel, natürlich ohne allen Unterricht, drum bat ich einst die Tante, sie möchte mich das Zeichnen doch lernen lassen, es koste vierteljährlich nur 16 Kreuzer. Aber sie that es nicht, es schien fast, als hegte sie einen geheimen Aerger darüber, daß ich in meiner Schule bald einer der Ersten war, während ihr Knabe immer bei den Letzten blieb. Meine Mutter konnte wenig für mich thun, sie erhielt für ihre Arbeit von ihrer vornehmen Schwester außer dem Essen kaum weiter etwas, als dann und wann einige abgetragene Kleidungsstücke. Das Kostgeld für mich bezahlte sie von ihrem Vermögen, nur einige Gulden steuerte die Tante bei. Meine Mutter hätte vielleicht besser gethan, wenn sie im Dorfe geblieben wäre, wo sie immer reichlichen Verdienst hatte und mir in

Nothfällen ihr Geld zuzusetzen brauchte. War Sonntags das Essen vorbei, so gieng ich am liebsten heim zu meinen Pflegeeltern. Mit meinen dortigen Gespielen, meist Gärtnerskindern, lebte ich auf dem freundschaftlichsten Fuße. Ich gieng von einem zum andern und hatte im Sommer meine Freude an ihren prächtigen Gärten, worin die schönsten Blumen und Gemüse gezogen wurden.

Aus dieser Zeit muß ich noch eines lieben Gespielen, Namens Grammel, gedenken, dessen Eltern arme Pachtgärtnersleute waren. Er war mein unzertrennlicher Gefährte, wurde später Maler und zeigte ein so hervorragendes Talent für Thierstücke, namentlich für Pferde, daß er den bekannten Klein überflügelt hätte, wäre er nicht in den besten Jünglingsjahren gestorben. An den Sonntagen kamen zu meinen Pflegeeltern gegen Abend viele sogenannte Fromme, um daselbst ihre Andachtsübungen zu halten und geistliche Lieder zu singen. Ich würde nicht selten zum Lachen gereizt, wenn die alten Weiber mit ihren zitternden Fistelstimmen zu singen begannen, was mir manchen derben Verweis zuzog. Als ich größer wurde, mußte ich aus der Bibel vorlesen und Fragen über das Gelesene beantworten. Glückte mirs damit, so erhielt ich eines der kleinen, in Goldpapier gebundenen Büchelchen, die gewöhnlich die Aufschrift trugen: Milchspeise für fromme Kinder, eine Speise, die mir nicht besonders mundete und auch wohl leichtsinnig von mir verschüttet wurde. Wenn ich mit meinen Kameraden zu Bette lag, mußten wir oft stundenlang beten, was ich äußerst langweilig fand, obwohl der Pflegevater den Himmel so schön auszumalen wußte, daß er fast des langen Betens werth erschien. Ich hatte mich bei den guten Leuten so eingewöhnt, daß ich mich gar nicht mehr fortwünschte, zumal man mir im Ganzen meinen freien Lauf ließ. Die Schulaufgaben waren mir Spiel, ich

lernte die meisten auf dem Schulwege, der sich eine tüchtige Strecke zwischen Felder hinzog. In meiner freien Zeit gieng ich mit meinen Kameraden auf die Felder oder Wiesen und wähnte mich dann fast wieder in meinem Dorfe zu sein.

Nach Verlauf einiger Jahre kam ich aus der untern Klasse der Schule in die obere, für welche wöchentlich 4 Kreuzer zu zahlen waren, zur großen Bekümmerniß meiner Mutter. Der alte Cantor, der dieser Klasse vorstand, war ein höchst umgänglicher Mann, bald sah auch dieser mich unter den Ersten und er nannte mich nur sein Weißla. Trotzdem war auch hier nicht sonderlich vorwärts zu kommen. Die Schulbücher bestanden aus Bibel, Gesangbuch, Katechismus und einem Lesebuch, welches lehrte, wie man Wiesen düngt, den Klee den Winter über erhält und Aehnliches, fast mehr zum Nutzen des Viehes, als der Menschen. Die Geographie gieng nicht über Bayern hinaus, Geschichte und deutsche Sprache fanden als Luxusgegenstände keinen Zutritt, wogegen das Auswendiglernen von Bibelsprüchen, Gesangbuchliedern und Katechismusabschnitten an der Tagesordnung war, ein ganz geeignetes Mittel, scheint mir, wenn es gegolten hätte, die kleinen Weltbürger zur Dummheit, anstatt zum Gegentheil zu erziehen.

Ich muß doch auch noch erzählen, wie man damals Schullehrer ward. Mein Lehrer war früher Schreibmaterialienhändler und gieng mit einem Kasten auf dem Rücken im Lande hausieren. Daneben spielte er, wenn er daheim war, den Bauern zum Tanze auf. In seinem Geburtsdorfe war ein Patronatsherr, der eine frühere Schauspielerin zu seiner Aufwartung und Unterhaltung engagiert hatte. Als nun in seinem Patronat einmal eine Schulstelle zu vergeben war, rieth die Dame unserm Hausierer, sich darum zu bewerben, er könne ja lesen und schreiben und gar die Violine

spielen, da könne es nicht fehlen. Gesagt, gethan, und siehe! der Mann erhält die Stelle, bleibt eine zeitlang im Dorfe, kommt dann nach Nürnberg und wird Cantor und Lehrer bei Sct. Johannis. Das waren freilich schöne Zeiten, wo für die Volksbildung von oben herab und durch Mithülfe des schönen Geschlechts noch etwas Rechtes gethan wurde.

Wie erwähnt, wohnten meine Pflegeältern in einem Wirthschaftsgarten, wo Bier geschenkt und Kegel gespielt wurde. Der Wirth hatte einen Knaben, der, in gleichem Alter mit mir und mein Spielkamerad, in der Regel die Kegel aufsetzte, wobei ich ihm zu helfen pflegte. Er steckte das verdiente Geld ein und theilte mir nur einige Kreuzer davon mit, denn im Punkte des Geldes sind die Jungen, wie die Alten. Ich erinnere mich dabei eines komischen Vorfalls.

Nachdem wir eines Pfingstfeiertags auch gemeinsam Kegel aufgesetzt hatten, sagte mein Kamerad am späten Abend: „Ich geh jetzt zu Bette; was du noch bekommst, ist dein“ und entfernte sich. Die Spieler konnten kein Ende finden, nach Mitternacht noch kegelten sie, und dann machte einer sogar den Vorschlag, die ganze Nacht durch zu kegeln. Als ich das hörte, fieng ich zu weinen an und wollte nicht mehr aufsetzen. Ich hatte schon über einen Gulden verdient und hielt es für das Schrecklichste, eine Nacht nicht zu schlafen Sie warfen mir Geld hin, ich nahm's, setzte noch einige Minuten lang auf und schlich mich davon, so viel sie mir nachschreien mochten: „Verdammter Lausbub!“

Sonntag Nachmittags diente ich zunächst als Aufsetzer bei der kleinen Kegelbahn, wo die Gärtnersbursche sich einfanden, und erst Abends half ich meinem Kameraden auf der großen Bahn, welche bedeckt war und beleuchtet werden konnte. Zu der kleinen kamen außer den Gärtnerburschen

noch allerlei Leute geringen Standes, die mir wieder Gelegenheit gaben, Volkslieder zu hören; denn wenn sie aufhörten zu spielen, so wurde gesungen. Einige hatten den letzten Feldzug nach Frankreich mitgemacht, und waren diese zugegen, so eröffnete das folgende Lied gewöhnlich den Reigen:

Jetzt wollen wir uns aufmachen
Zum Streite,
Wohl hundertvierzig Meilen fort
An ein'n ganz unbekannten Ort,
Nach Frankreich müssen wir reisen,
Wird's heißen.

Es ist schon alles fertig,
Was wir brauchen,
Feldgeschütze, Roß und Wagen
Und was man sonst im Feld muß haben,
Und lauter neue neue Zelte
Im Felde.

Eintausend achthundert und dreizehn
Im Jahre
Da rückten wir aus mit unsrer Fahn'
Wohl über sechzigtausnd Mann,
Und lauter schöne, junge Leute
Zum Streite.

Behüt euch Gott, mein Vater
Und Mutter,
Behüt euch Gott, mein' Schwester und Bruder,
Behüt euch Gott und lebt wohl auf,
Bis daß wir wiederum kommen nach Haus,
Bis daß wir einander wieder sehen
Am Leben.

Wenn die Bursche dergleichen Lieder sangen, setzte ich mich so dicht in ihre Nähe, als ich nur durfte und hörte aufmerksam zu, oft heimlich wünschend, sie möchten gar nicht kegeln, sondern nur singen, wenn ich auch nichts dabei ver-

diente. Das Kegelaufsetzen kam mir übrigens gut zu statten, meine Mutter kaufte mir von den zusammengesparten Kreuzern allerlei nöthige Kleinigkeiten, und mir blieb immer so viel übrig, daß ich mir Farben und Bilderbögen kaufen konnte, die ich zu nichts Geringerem brauchte, als zur Herstellung eines Theaters. Ohne noch ein wirkliches gesehen zu haben, wagte ich eins zu bauen, und weil eben der Freischütz oben auf war, so setzte ich frischweg dieses Stück in Scene, mit Hülfe selbstgefertigter Figuren und Dekorationen. Alle meine Gespielen fanden als Zuschauer sich ein, so daß sie oft die Stube kaum faßte, und ich möchte zweifeln, ob der wirkliche Freischütz mit so großem Effekt über die Bühne gieng, als ich durch Kolophonium und Raketen hervorzurufen wußte.

Im Sommer war meine größte Freude der Schmetterlingsfang. Ich hatte mir eine schöne Sammlung angelegt, die mir zur Bekanntschaft verschiedener Knaben verhalf, die das Gymnasium besuchten. Von ihnen lernte ich die Arten und Namen der verschiedenen Tag- und Nachtfalter kennen, wofür sie manch schönes Exemplar von mir zum Geschenk erhielten. Sonnabends hatten wir den ganzen Tag keine Schule, da machte ich mich schon früh morgens auf, nahm mein Gärnchen und gieng auf die Sommervogeljagd. Ich entfernte mich oft stundenweit von unsrer Wohnung, ohne andre Lebensmittel mitzuführen, als ein Stück Brod, wozu ich mir aus irgend einem Felde eine Rübe oder dergl. holte. Dies mußte mir gewöhnlich bis gegen Abend genügen. Auf solchen Wanderungen belauschte ich manchmal die Pfälzerinen, die im Sommer in der Umgegend von Nürnberg den Bauern als Taglöhnerinnen dienen und bei der Feldarbeit ihre Volkslieder singen. So hörte ich einst von drei Pfälzerinnen, die auf einem Acker beschäftigt waren, ein tief

ergreifendes Lied. Ich näherte mich ihnen und siehe! wer war zu meiner freudigen Ueberraschung dabei? meine Ann'l. Drei Jahre waren vergangen, seit ich von meinem Dorfe fort war. Ich erzählte ihr, was ich während dieser Zeit erlebt hatte, wogegen sie mir klagte, wie ihre Mutter bald nach unserm Abzuge gestorben und der Vater wieder geheirathet, was sie aus dem Hause getrieben und gezwungen habe, sich in der Nähe von Nürnberg zu einem Bauern zu verdingen. Sie mochte damals 20 Jahre alt sein und war zur schönen, blühenden Jungfrau herangewachsen. Ich bat um Wiederholung des zuletzt gesungenen Liedes, und die drei erfüllten meine Bitte, indem sie anhuben wie folgt:

Es ritten einst zwei Reiter aus,
Zwei gute Kameraden,
Der eine ritt vors Gastwirthshaus,
Frau Wirthin schaut zum Fenster 'raus,
Frau Wirthin, ist sie drinnen?

„Ei ja, ei ja, ich bin schon d'rin,
„Stellt euer Pferd in Stall dahin,
„Ein Futter wird es kriegen."

Der Reiter drauf in d'Stub'n 'nein trat,
Den Leibgurt auf den Tisch hin lag,
Frau Wirthin sollt'n aufheben.

Frau Wirthin sprach zu ihrem Mann:
„Woll'n wir den Reiter ums Leben brang'?
„Der Reiter hat viel Gelde.

„„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
„„Laß du den Reiter Reiter sein,
„„Laß du dem Reiter 's Leben.""

Frau Wirthin stellt sich in die Eck',
Bis daß die Leute war'n ins Bett,
Bis daß die Leute schliefen.

Da macht sie heiß eine Pfanne voll Schmalz
Und schütts dem Reiter in den Hals,
Der Reiter muß verbrennen.

Dann zog sie ihn ganz nackend aus
Und schleift' ihn in das Kellerhaus,
Darinnen mußt' er bleiben.

Und als der andre Morgen kam,
Sein Kamerad geritten kam:
„Kamerad bist du darinnen?"

„Ach nein, ach nein, er ist nicht drin,
„Er ist heut früh schon weiter g'ritt'n,
„Er ist nicht hier geblieben.

„„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein
„„Der Reiter muß darinnen sein
„„Er ist nicht weiter g'ritt'n.""

Drauf sucht er aus das ganze Haus
Und sucht wohl aus das Kellerhaus,
Dort hat er ihn gefunden.

„„O Sünd! o Schand! o große Schand!
„„Hast umgebracht den eignen Sohn,
„„Hast umgebracht sein Leben.""

Den Sohn, den legt man in das Grab,
Die Mutter aber auf das Rad,
Die Mutter wird gerädert.

Das Wiedersehen des guten Mädchens freute mich so, daß ich sie fortan ebenso wie früher in meinem Dorfe überall aufsuchte. Sie zeigte mir die Felder ihres Dienstherrn und sagte mir, daß sie während des Sommers die meiste Zeit dort anzutreffen sei. Wenn wir zusammen waren, plauderten wir am liebsten von unserm Heimathsorte, oder ich mußte ihr von meiner Tante erzählen oder von meinen eigenen Schicksalen. Sie kam mitunter auch zu meinen Pflegeeltern und ich zu ihrem Bauern, in dessen Hause ich auf meinen

Schmetterlingsjagdfahrten gastliche Aufnahme fand und mit Milch und Brod bewirthet wurde.

Zur Tante kam ich jetzt regelmäßig Sonntags und in der Woche einmal, außerdem hielt ich mich fern, weil meine Cousine mich gern ärgerte und, wie ich mir einbildete, mich zu sehr von oben herab behandelte. Den meisten Verdruß machte sie mir um Weihnachten, wenn bei der Tante, für mich nicht allzureichlich, beschert wurde. Da putzte sie einen Ruthenbesen als Christbaum für mich aus, hängte Eierschalen, Knochen, Kartoffeln, Papierschnitzeln und dergleichen Kostbarkeiten daran, und sollte nun die Bescherung vor sich gehen, so wurde ich zuerst an den beleuchteten Besen geführt, worüber ich einigemal bitterlich weinte. Dieser kindische Spaß wiederholte sich alljährlich, und noch in meinem zwölften Jahre stellte man mir den geputzten Besen vor. Da wurde ich wild, nahm den Besen und fieng an damit auf meine Cousine loszuschlagen, daß die Ruthenstücke in der Stube umherflogen und die Geschlagene schreiend davon lief.

Viel wohler, als bei der Tante, fühlte ich mich im Hause der Pflegeeltern, denen ich wirklich viel zu verdanken habe. Mit Rührung gedenke ich der schönen Stunde, da der Pflegevater mir die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern erzählte, die er mit so reizenden Farben auszuschmücken wußte, daß ich in tiefer Versunkenheit an seinem Munde hieng und das Schlagen der alten Schwarzwälder Uhr überhörte, die mich zur Schule rief. Der schönen Märchen, die er zu erzählen wußte, geschah bereits Erwähnung, und ich will nachträglich nur eines derselben einschalten, welches also lautete: „Es war einmal ein armer, elternloser Knabe, die Bauern nannten ihn nur den Bettelfrieder, der in den Dörfern umher seinen Unterhalt erbettelte. Als er einmal im Spätherbst mit seinem

Säckchen durch einen Wald gieng und eben in der Mitte angelangt war, traf ihm ein vornehmer Herr in stattlicher Jägerkleidung in den Weg. Der Knabe weinte und jammerte, weil ihn fror und er sich über den Tod der Eltern nicht zufrieden geben konnte. Der vornehme Jäger fragte ihn über mancherlei, bedauerte ihn und sagte endlich, er solle mit ihm gehen, er werde für ihn sorgen und seiner Noth ein Ende machen. Der Knabe nahm das Anerbieten an und wanderte vergnügt neben seinem neuen Herrn einher, doch hatte er nicht das Herz, zu fragen, wohin er gehe. Der Weg wurde allmählich steiler und bergichter und erst Abends langten sie bei einem prächtigen Schlosse an. Die Gegend rings umher schien öde und leer zu sein. Hier, sagte der Jäger, sind wir zu Hause. Er führte den Knaben hinein, und nachdem sie einige öde Räume durchschritten und Treppauf Treppab gegangen waren, kamen sie in ein weites Gewölbe, das in seiner Einrichtung einer riesigen Küche glich. In der Mitte stand ein großer Feuerheerd mit eingemauerten Kesseln, unter denen mächtige Feuer loderten. Das soll fortan deine Arbeit sein, sagte der Jäger, daß du mir das Feuer immer im vollen Brande erhältst, aber nie darfst du, wie immer die Kessel sieden und brodeln, einen Deckel davon in die Höhe heben und hineinsehen, wenn dir dein Leben lieb ist; thust du aber nach meinem Befehl, so werde ich dich jedesmal, wenn ich von meiner Wanderung nach Hause komme, reichlich belohnen. Der Knabe blickte ängstlich umher, als sein Herr sich entfernt hatte und gewahrte Niemand in dem weiten Raum, die Feuer loderten, die Kessel siedeten und zischten, und sonderbar war ihm dabei zu Muthe. Mehrere Tage vergiengen, er verrichtete treulich seine Arbeit, an Essen und Trinken litt er keinen Mangel, denn alles fand er, was er brauchte. Später hob der

Dampf den Deckel eines Kessels in die Höhe, der Knabe wurde neugierig und schaute hinein — o Himmel! wie erschrack er, zwei alte Leute saßen darin, die ihn anflehten, er möge sie doch aus dieser Qual erlösen, sie seien seine Großeltern, und, fügten sie hinzu, wenn der Herr nach Hause komme, so werde er ihn in die Goldkammer führen, wo verschiedene Münzen aufgehäuft lägen, er solle aber weder von den goldenen noch von den silbernen nehmen, sondern nur von den Kupferpfenningen, dadurch könne er sie von der Höllenqual erlösen, denn dieser Ort sei die Hölle. Er versprach zu thun wie sie begehrten. Als sein Herr nach Hause kam, fragte er ihn barsch, ob er treulich befolgt, was er ihm geheißen. Der Knabe bejahte das ängstlich. Nun, so komm mit, sagte jener, führte ihn in ein Gewölbe, in dem er alles so befand, wie ihm beschrieben war und hieß ihn drei Hände voll nehmen, wo er wollte. Der Kleine nahm von den blanken Kupferpfenningen. Wohl knirschte sein Begleiter mit den Zähnen, doch sagte er nichts und als sie wieder zurück giengen, kamen ihnen die Großeltern schon als Erlöste entgegen und lächelten dem Enkel freundlich zu.

Der Knabe gieng wieder an die Arbeit, und als sein Herr sich entfernte, beschwor er ihn, ja keinen Kessel zu öffnen, sonst gehe es ihm ans Leben. Wieder kochten und summten die Kessel und zum zweitenmale schaute er in einen derselben, da erblickte er seine nächsten Anverwandten, die erst kurz vor seinem Fortgange von Hause gestorben waren. Auch sie baten ihn flehentlich, sie aus dieser Hölle zu erlösen, was nur dadurch geschehen könne, daß er in der Goldkammer von den neuen Kreuzern nehme. Der Knabe versprach also zu thun. Als sein Herr nach Hause kam, fragte er ihn, ob er nicht aufgedeckt habe. Nein, sagte der Kleine. Drauf gieng jener mit ihm in die Goldkammer und führte

ihn dicht vor einen Haufen blinkenden Goldes, der Knabe aber wandte sich um und gieng in einen Winkel, wo die Kreuzer lagen, von denen er drei Hände voll zu sich steckte. Sein Herr setzte ihn darüber zur Rede, er aber sagte, daß ihm diese beßer gefielen. Kaum hatten sie die Goldkammer verlassen, als ihnen die Verwandten schon als selige Geister entgegen kamen.

Der Jäger wüthete vor Zorn und sagte, er müsse aufgedeckt haben, sonst seis nicht möglich, daß diese schon befreit wären. Der Knabe betheuerte seine Unschuld. „Gut", sagte jener, „aber es ist das letzte Mal, daß du so durchschlüpfst, du bist des Todes, wenn ich dahinter komme, daß du die Kessel aufdeckst." Damit entfernte er sich. Dem kleinen Frevler wurde bange, er gelobte sich, sein Leben nicht mehr aufs Spiel zu setzen, uud schürte emsig das Feuer; doch immer ärger zischten und kochten die Kessel, aus einem von ihnen tönte ein förmlicher Klaggesang, da quälte ihn abermals die Neugierde und er schaute trotz alles Verbotes hinein. Zu seinem größten Schrecken erblickte er in diesem seine beiden Eltern, die ihn flehentlich baten, er möge sie erlösen, was er auch zu thun versprach und sollte er sein Leben dabei verlieren. Sie sagten ihm: wenn er in die Goldkammer käme, solle er drei Hände voll Heller nehmen, die in einem Winkel aufgehäuft lägen. Der Herr kam nach Hause und fragte, ob er nicht geöffnet habe und der Knabe antwortete wie früher. Darauf führte er ihn in die Goldkammer, dicht vor einen Haufen blinkenden Goldes; er aber wandte sich ab und gieng zu den Hellern, von welchen er drei Hände voll nahm. Beim Hinausgehen kamen ihm seine verklärten Eltern entgegen, der Jäger wurde vor Zorn wüthend und brüllte: Du hast aufgedeckt! faßte ihn beim Genick, öffnete ein Fenster und warf den Knaben fluchend hinaus, aber

ein Engel schwebte herbei, erfaßte ihn und ließ ihn sanft zur Erde hinab. Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte und um sich sah, fand er sich in der Nähe seines Dorfes. Er gieng hinein, aber Niemand kannte ihn, nur einige alte Leute redeten ihn an und fragten, ob er der Bettelfrieder sei, was er bejahte. Sie nahmen ihn in ihr Haus und er erzählte ihnen, wo er gewesen, worüber sie sich höchlich verwunderten. Der Knabe wurde zum Mann und lebte noch lange in Glück und Wohlstand.

Nicht lange mehr sollte mir das Glück zu Theil werden, dergleichen Märchen und Erzählungen aus dem Munde meines Pflegevaters zu hören. Der alte Mann war seit vielen Jahren brustleidend, er wurde immer schwächer, einmal in der Nacht wurden wir Kinder geweckt, mit dem Bedeuten, der Vater sei sehr krank. Wir standen auf und umringten weinend sein Bette, er aber sagte mit lächelnder Miene: „Kinder, weinet nicht, ich gehe ja zu meinem Heiland," worauf er uns alle segnete und nach wenigen Minuten verschied.

Ich habe nie mehr in meinem Leben so viele Thränen vergossen, als beim Tode meines Pflegevaters. Er war ein wahrhaft frommer Mann, und ich segne noch heute seine Asche im kühlen Grabe im Andenken an die liebreiche Sorgfalt, welche er mir in früher Jugend angedeihen ließ.

IV.

Mein erster Gang nach der Beerdigung war zu meiner Ann'l, die meinen Schmerz theilte und mir sanften Trost zusprach. Meine Mutter ließ mich nicht mehr lange bei der Pflegemutter, da man glaubte, ich könne nur unter männlicher Aufsicht gedeihen. Ich kam, nun schon über zwölf Jahre alt, zu einem Schneider in Kost und Pflege. Die neuen Pflegeeltern waren ganz ordentliche Leute, nur fehlte ihnen die poetische Seite meines verstorbenen Pflegers, von Erzählen war hier keine Rede. Ich mußte die Gänge in die Stadt besorgen und nach der Schulzeit Bilderbögen kolorieren, was die Tochter des Hauses als Erwerb betrieb. Der ganze Büchervorrath bestand in einem Gebetbuch und in einem Traumbüchlein für die bayerische Zahlenlotterie. Bei meiner Tante fand ich dafür einst den Robinson von Campe, den ich mir so lebhaft aneignete, daß ich manchmal selbst dieser Robinson zu sein meinte und mich ausrüstete mit einem Bogen und einer Bohnenstange, womit ich in den Anlagen oder Feldern auf die Jagd gieng. Doch sollte dies nicht lange währen. Man suchte mich so viel wie möglich bei meiner neuen Beschäftigung festzuhalten, um mir, wie meine Mutter sagte, das Umherschlingeln auf der Gasse abzugewöhnen. Das Colorieren selbst war mir nicht zuwider, wenn ich nur nicht dabei hätte sitzen müssen.

Mein alter Schneider wohnte in einem Garten, und nachdem ich das Schmetterlingsfangen aufgegeben, wachte eine andre von meinem Dorfe herstammende Leidenschaft in mir auf

Ich fieng wieder Singvögel, meist Kohl- und Blaumeisen, stellte Sprenkel, nahm Lockvögel und steckte Leimruthen aus. Was ich fieng, und dessen war nicht wenig, trug ich Samstags auf den Vogelmarkt beim schönen Brunnen zum Verkauf. Mit dem Erlöse bestritt ich den Unterhalt der nicht verkauften Vögel. Auch bedurften die Käfige sehr der Ausbesserung; oft hatte ich in einem fünf bis sechs der kleinen Gefangenen beisammen, und wenn ich aus der Schule kam, waren alle davon geflogen. Von meinen Pflegeeltern deshalb noch ausgelacht, wurde ich endlich auch der Vogelfängerei überdrüssig.

Nun verfiel ich auf die Mineralogie und fieng an Steine zu sammeln. Damals gieng ich viel mit einem Schulkameraden Namens Leikauf um, der neben uns wohnte und dessen älterer Bruder eine Steinsammlung besaß, aus welcher mein Kamerad mir verschiedene Stücke im Tausche zukommen ließ. Der Knabe kam später ins Waisenhaus, offenbar zu seinem Glück; denn dort wurden seine Talente bemerkt, man ließ ihn Chemie studieren, er wurde Professor an der polytechnischen Schule in Nürnberg und erfand das bekannte Ultramarin, welches die Herren Zeltner und Heine zur Gründung ihrer noch bestehenden großartigen Fabrik veranlaßte. Streiften mein Kamerad und ich im Sommer barfuß umher, so wurde ich von meiner Tante, wenn sie mich dabei ertappte, wegen der Barfüßigkeit gehörig ausgezankt, ohne daß ihr doch einfiel, diesem Mangel abzuhelfen. Weil wir überdies alle Scherben- und Kieshaufen der Umgegend vergebens nach edlen Steinen durchforschten, so war mir auch die Mineralogie bald verleidet, und ich verlegte mich dafür zur Abwechslung aufs Käfersammeln, allein ich konnte nicht Zeit genug darauf verwenden, weil ich immer kolorieren mußte zum Besten der Tochter, welche das Geld dafür einsteckte.

Wie bei meinen früheren Pflegeeltern, so fanden sich auch hier Versammlungen ein, aber nicht zum Beten, sondern um sich über die Nummern zu berathen, die bei der nächsten Ziehung herauskommen sollten. Da zeigten sich allerlei Gestalten, ein alter bucklichter Bauer, ein zwerghafter Bedienter, alte Weiber in bunter Auswahl, und Debatten gab es, wie auf dem polnischen Reichstag. Ich mußte beim Collekteur die Nummern setzen und es wurde mir immer etwas versprochen für den Fall, daß sie herauskämen, aber da wartete ich vergebens. Wurden dann und wann auch einige Gulden gewonnen, so verspielte man dafür um so mehr. Ich habe von jener Zeit her eine förmliche Abscheu vor der Lotterie bekommen, weil ich nur zu deutlich sah, wie verderblich sie wirkte. Indem ich dieses schreibe, ist ihre Aufhebung durch einen Beschluß der Ständeversammlung glücklich durchgesetzt.

Mein alter Schneider war in seiner Kunst kein sonderliches Genie, hatte darum nur geringe Kundschaft, und wenn er zwar für das Militär arbeitete, so brachte ihm dies wegen der unerhört schlechten Bezahlung doch wenig ein. Für ein Paar Unterhosen nebst geliefertem Zwirn erhielt er 3 kr., für einen Mantel 12 kr., für einen Spencer 18 kr. u. s. w. Für die Trödler hatte er aus alten Röcken Kinderhöschen zu fertigen, und weil das Zeug langte und zum Stehlen zu schlecht war, so stellte er freigebig für das Gesäß einen Umfang her, der den Trödelweibern unendlichen Stoff zum Schimpfen gab. Doch ließ er sich im Bewußtsein seines guten Willens ruhig ausschelten und behielt so die Kundschaft, ohne doch, auch mit Zuhülfenahme der Lotterie, je auf einen grünen Zweig zu kommen. Er starb im Spital. Meine Ann'l besuchte ich nur noch selten, weil ich jetzt weiter von ihr entfernt wohnte und fleißiger arbeiten

mußte, als früher. Dafür kam ich um so öfter zur Tante, die in meine Nähe gezogen war. Dem Cousin hatte ich Unterricht im Rechnen zu ertheilen, worin er eben nicht stark war. Er hatte überhaupt am Lernen keine Freude, er wollte Offizier werden und glaubte, ein solcher brauche nicht viel zu wissen. Wenn zur Sprache kam, was aus uns beiden werden sollte, so war man mit mir natürlich gleich fertig, aber mein Karl, sagte die Mutter, muß Ingenieur-Offizier werden, denn diese tragen Federhüte, Sporen und einen Schleppsäbel (die Infanterie trug damals noch den Degen); daß er etwas tüchtiges lernen müsse, daran dachte man nicht, der Adel sollte alles gut machen. Gelesen wurde bei der Tante nichts, außer etwa ein Roman. Die langen Winterabende verbrachte man mit Kartenspielen, wozu einige alte Jungfern, echte Nürnberger Stadtklatschen, eingeladen wurden, die man für eine gewisse Portion Neuigkeiten reichlich bewirthetete. Auch ich mußte öfter mit Karte spielen. Der Einsatz war sehr gering; doch wenn ich meine paar Pfennige verspielte, so machte ich den Freibeuter, zur großen Entrüstung der alten Jungfern, die mich einen ungezogenen Buben schalten. Die Tante lachte, wenn ich es nicht zu arg machte, und gab mir mein verspieltes Geld zurück.

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo ich confirmiert werden sollte und also neu zu kleiden war. Die Tante wollte auch etwas thun und versprach, mir ein Paar Handschuhe und einen Hut zu kaufen. Kaum hörten die Klatschschwestern (Schwestern waren sie wirklich), daß ich einen Hut brauchte, so waren sie gleich mit einem Anerbieten da. Vor einigen Jahren war ihnen ein Bruder, berühmter praktischer Arzt in Nürnberg und Gräfl. Pückler'ischer Hofrath, in hohem Alter gestorben. Von diesem

hatten sie einen alten Hut geerbt, den sie jetzt an den Mann bringen wollten. Man sagte der Tante, der Hut sei sehr fein und fast gar nicht getragen; gäbe man ihn einem Hutmacher zum Herrichten, so würde er wie neu werden, und man lasse ihn für ein Billiges ab. Die Tante gieng darauf ein. Der neue Anzug war fertig und die Tante überreichte mir den Doctorhut, der mich nicht wenig erschreckte. Ich sehe ihn noch vor mir, es war ein kleines, niedriges Ding, an dem sich noch Spuren von Haarpuder zeigten. Damals waren sehr hohe Hüte in der Mode, und der meinige war es vielleicht vor zwanzig oder dreißig Jahren gewesen. Die Tante meinte, für meine schlanke Gestalt paße schon der niedrige Hut, und überhaupt habe ich keine Ursache zum Großthun. Acht Tage vor der Confirmation sollte ich, wie üblich, bei meinem Taufpathen den Dank beten. Es war ein trüber, regnerischer Tag, meine Mutter gieng mit mir diesen Gang, den ich klopfenden Herzens antrat, und hielt einen alten rothen Regenschirm über mein hutbedecktes Haupt. Wir mußten durch eine Gasse voller Gasthäuser, und da es Sonntag war, so standen die Hausknechte feiernd unter den großen Thorwegen und lachten, als sie uns kommen sahen. Der eine meinte: ist auch nicht der Mühe werth, daß man über diesen Hut einen Regenschirm hält; während ein anderer rief: schaut, da kommt ein Pariser! Ich ärgerte mich, gieng aber ruhig weiter bis zu meinem Taufpathen. Dieser hatte einen Knaben, der ein Jahr jünger war, als ich. Der kam mir mit einem Hohngelächter entgegen und schrie: Ei was hast du für ein Pfifferhütlein! Mir kamen vor Aerger Thränen in die Augen. Mein Taufpathe nahm mich sehr freundlich auf, und nachdem ich zur Rührung Aller meinen Dank gebetet hatte, übergab er mir ein Gesangbuch und eine Taschenuhr. Wer auf Erden war jetzt glücklicher

als ich — eine Uhr! das hätte ich mir nicht träumen laßen. Mein Pathe wünschte mir viel Glück und gab manche lehrreiche Ermahnungen, bis wir unter herzlicher Danksagung uns verabschiedeten.

Am selbigen Nachmittage sollte die Einsegnung in der Kirche zu St. Johannis vorgenommen werden; aber, o Himmel; kaum trat ich auf die Straßen so riefen meine Mitconfirmanden schon wieder: „Der Weiß hat einen Pariser!“ Ich nahm meinen Hut in die Hand und lief, was ich laufen konnte der Kirche zu, um Frieden zu haben. Was ich an diesem für mich so wichtigen Tage den beiden alten Jungfern angethan habe, möge mir Gott verzeihen. Die Einsegnung war zu Ende, ich verließ die Kirche, und von neuem gieng die Hetze an. Als ich zu meinem Schneider kam, stand bei seiner Tochter ein Nachbar an der Hausthüre, der meine Ankunft verkündete mit den Worten: „Schau, da kommt der Consulent Klapperzahn mit einem Wiener.“ Ein schallendes Gelächter folgte, verzweifelnd fuhr ich ins Haus hinein, warf meinen Hut in eine Ecke und weinte bitterlich ob der Schmach, die mir meine Tante angethan hatte. Am nächsten Sonntag sollte die Communion sein, ich sah diesem Tage mit einer wahren Todesangst entgegen, und wie viel Freude ich immer an meiner Uhr hatte, um so schrecklicher war mir der Hut. Ich gelobte mir, die Canaille nicht mehr aufzusetzen, sobald die feierliche Handlung vorüber sei.

Der verhängnißvolle Sonntag war erschienen, in aller Frühe bat ich meine Pflegeeltern rührend um Verzeihung, wegen aller Beleidigungen, die ich ihnen etwa angethan. Darauf gieng ich zur Tante, die meine neuen Kleider aufbewahrte, um mich festtäglich zu putzen. Als ich nun in vollem Staate dastand, aber auch mit dem verwünschten Hute, knirschte ich vor Ingrimm mit den Zähnen, bat gleich-

wohl auch die Tante um Verzeihung (die eigentlich mich hätte darum bitten sollen), sowie meine Mutter und trat dann meinen feierlichen Gang an. Kaum auf der Straße angelangt, bekam ich wieder das alte Lied zu hören. Grimmig schob ich den Filz unter die Arme und schritt in wenig andächtiger Stimmung der Kirche zu. Als fertiger Christ nach Hause zurückgekehrt, warf ich „das Scheusal in die Wolfschlucht" zwar nicht, aber doch in einen abgelegenen Winkel und da ruht es wohl noch.

Nachdem ich aus der Schule entlassen war, galt es zu entscheiden, was weiter aus mir zu machen sei. Am liebsten wäre ich Maler geworden, aber Niemand hörte auf mich, und meine Mutter sagte: „du mußt Bader werden, wie dein Vater auch einer war, ich habe schon mit dem Onkel darüber gesprochen, der nimmt dich in die Lehre." Der Bruder meines Vaters, in der Nähe von Nürnberg auf einem Dorfe als Chirurg ansässig, hatte auf ein Lehrgeld verzichtet, jedoch für das erste Jahr 50 fl. Kostgeld verlangt. Alle meine Einwendungen, daß ich keine Lust, vielmehr Eckel an diesem Geschäft habe, nützten mir nichts. Meine Mutter ereiferte sich, indem sie von den herrlichen Instrumenten sprach, die sie noch von meinem Vater besitze (es waren ein paar verrostete Schröpf- u. Aderlaßschnepper) und denen zu lieb man mir diesen Beruf aufzwingen wollte. Auch die alten Jungfern mischten sich darein und machten ihre Vorschläge. Die eine meinte, ich solle Schornsteinfeger werden, was mir selber eben nicht schlecht gefiel, aber es kostete ein zu hohes Lehrgeld, und schließlich blieb es eben bei der Baderei.

Bevor ich meine neue Laufbahn antrat, nahm ich noch herzlichen Abschied von der Ann'l, die mir Muth einsprach, und bei dieser Gelegenheit sah ich sie zum letzten Mal. Der Abschied von dem alten Schneider, der mir die früheren

Pflegeeltern nicht entfernt ersetzt hatte, fiel mir nicht sonderlich schwer.

Ein herrlicher Junimorgen war es, als ich in Begleitung meiner Mutter zum Orte meiner neuen Bestimmung aufbrach. Die Sonne schien so wonnig warm, der Himmel war so blau und die Lerchen trillerten so lustig hoch über den reifenden Saatfeldern, — aber ich konnte nicht heiter sein und wanderte trübselig neben meiner Mutter dem Dorfe zu, das mein nächstkünftiges Schicksal barg, meinem Bette folgend, das ein Bauer auf einem Wagen fuhr.

Als wir zum Onkel kamen, einem starken Mann mit rothem Biergesicht, nahm er mich freundlich bei der Hand und sagte: „Vetterle, ein Herz mußt du haben wie ein Löwe, ein Gefühl wie ein Kind, und gegen jeden Menschen artig sein, dann taugst du zu einem Bader.“ Ich wußte nicht, was er mit dem Löwenherzen wollte, sollte es aber bald hernach erfahren.

Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen, gieng er mit mir fort und führte mich in ein kleines niedriges Zimmer, in welchem zwei junge Männer Bleistifte hobelten und im Hintergrunde ein ältlicher Mann, Bandagen an Arm und Bein, ausgestreckt auf einem Bette lag. Mein Onkel näherte sich ihm, untersuchte nach einigem Fragen den Verband und hieß mich die Bandagen mit goulardischem Wasser anfeuchten. In dem Stübchen war eine schwüle, drückende Luft, die Ausdünstung des Kranken und der starke Geruch des Ceternholzes wirkten so betäubend auf mich, daß mir, als ich die Bandagen wusch, plötzlich unwohl wurde und ich am Lager des Kranken niedersank. Als ich mich wieder erholt hatte, lachte mein Onkel und sagte: „Ein Herz wie ein Löwe mußt du haben, wenn du ein Bader werden willst.“ Auf dem Nachhausewege erzählte er mir von diesen Patienten,

einem Spiegelglasschleifer, der vor ungefähr vier Wochen in ein Kammrad gerathen war, das ihm, abgesehen von anderen Verletzungen, Arm und Bein, und zwar letzteres zweimal gebrochen hatte. „Das hättest du sehen sollen,“ fuhr mein Onkel fort, „die stärksten Männer sind bei seinem Anblick ohnmächtig geworden, und wie schrie er, als wir ihn hineintrugen, und bat, man möchte ihn todtschlagen; aber ich und meine Frau haben die Brüche wieder eingerichtet, und so Gott will, geht er bis Michaeli zum ersten Mal durch die Stube.“ Zu Hause angelangt, erzählte er meiner Mutter unter schallendem Gelächter, was für ein Held ich sei, doch meinte er, es werde sich schon geben.

Am Nachmittage gieng die Mutter nach Nürnberg zurück, nicht ohne mich zuvor ermahnt zu haben, ja recht folgsam zu sein, und aufzupassen, daß ich etwas Tüchtiges lerne.

Mein Onkel hatte fünf Töchter, die älteste ziemlich in meinen Jahren. Mir schien, als wär' ich ihnen kein sehr willkommner Gast; denn wenn es zum Essen gieng und es gab auch nur Wassersuppe, so schielten sie alle nach meinem Teller, ob ich nicht etwa zu viel herausgenommen für das Kostgeld, das ich zahlte. Allerdings gieng es im Hause etwas knapp her, weil der Onkel zu viel Geld für Bier ausgab.

Zweimal die Woche war Barbiertag, da mußte ich mit, um die Handgriffe zu lernen; die übrigen Tage verbrachte ich mit Messerabziehen, oder ich nahm Rasierübungen an einem alten Haubenstock vor, probirte zuweilen auch das Aderlassen an einer gelben Rübe oder einer Kartoffel. War ein schöner Tag, so schickte mich mein Onkel aufs Kräutersammeln aus, was mir immer willkommen war. Er hatte mir einige Unterweisung darin ertheilt und mir die Kräuter bezeichnet, die zu Heiltränken dienten. Auf meinen Streif-

zügen lernte ich einen Hirtenjungen kennen, mit dem ich gelegentlich die alte Beschäftigung des Kühehütens und Schmetterlingsfangens trieb. Von ihm, der einige Jahre älter war, als ich, lernte ich wieder allerlei Lieder, unter andern das folgende, daß gewiß in keinem Salon zur Welt gekommen ist:

Mit dir, Hans Michel, muß ich auch noch raufen,
Weil du sagst, du kannst besser saufen,
Da kommts auf die Probier,
Beim Wein oder Bier,
Wem's besser schmeckt, mir oder dir. :,:

Vier Wochen vor meinem Ende
Befahl ich's dem Schreinergesell'n,
Er soll mir vor allen
Fein oben drauf malen
Drei Kann'l fein oben aufs Kreuz. :,:

Und wenn ich thu fortakümme,
So muß der Schulmeister singe:
„Da liegt der Saufaus
Und mit dir ists jetzt aus,
Da liegst du im Grabe drinne. :,:

In den Keller, da müssens mich grab'n,
Da, wo ich g'nug zu saufen kann hab'n,
Wohl unters Bierfaß,
Wo die Gurgel bleibt naß,
Und ein lustiger Kirchhof ist das. :,:

Auf den Geschäftsgängen des Onkels gab es den ganzen Tag wenig oder nichts zu essen, aber desto mehr zu trinken, und ich that selbst im Biere oft des Guten zu viel. Das merkte die Base, und fortan mußte ich mit ihr gehen, welche das Geschäft des Mannes theilte und selbst die meisten Bauern rasirte. Sie trug ähnlich den Bauernfrauen eine Bänderhaube, Rock und Jacke von gestreiftem Weberzeug, einen weißen mit rothen Streifen versehenen Herrnhuterflek

(Schürze), und führte in einem Armkorbe das Rasirzeug nebst einer großen messingenen Barbierschüssel mit sich. In vielen Häusern war es Sitte, daß die Frau Baderin, wenn sie den Bauer barbiert hatte, neben dem herkömmlichen Lohn ein Stück schwarzes Brod erhielt. Das wurde in den Armkorb zur Barbierschüssel, Seife und anderem Zeug gelegt, aber gleichwohl Abends in der Suppe von Allen verzehrt. So blieb zuletzt kein Bauer übrig, mit dessen Brod ich nicht Bekanntschaft gemacht hatte. Die Lebensweise, wie das Geschäft war mir so zuwider, daß ich den Schusterjungen bitter beneidete, den ich bei einer alten geschröpften Schusterfrau seinen Pechdraht ziehen sah.

Sechs Wochen hatte ich mit Mühe und Noth ausgehalten, und schon war der arme Schächer bestimmt, der als der erste unter meinem Messer Haare und wahrscheinlich auch Blut lassen sollte, aber der Himmel bewahrte ihn vor diesem Malheur — ich lief davon. Als ich zur Mutter kam, zankte sie mich natürlich aus, und die Tante stand ihr bei; aber ich betheuerte, es sei nicht zum Aushalten und das Barbiergeschäft mein Tod. Man gab nach und schritt zu neuen Berathungen, wobei sich die alten Verlegenheiten zeigten. Eine der alten Jungfern wollte mich bei ihrem Schuster unterbringen, aber das litt der adeliche Stolz meiner Tante nicht. Ihr Neffe ein Schusterjunge? Nimmermehr!

V.

Meine Mutter machte endlich einen Drechslermeister M....r in Fürth ausfindig, der mich auf 4 Jahre unentgeldlich in die Lehre nehmen wollte. Man schaffte mich so schnell als möglich zu ihm, ohne erst viel zu fragen, wie es mit dem Hauswesen des Meisters stehe, ob ich dort etwas lernen könne, und noch weniger, ob mir die Sache recht sei oder nicht.

Mein alter Schneider sagte öfter: „Der Teufel hat Alles sein wollen, nur kein Lehrjunge. Dies Sprüchwort bewährte sich an mir zum Vollen. Mit schwerem Herzen und düsteren Ahnungen betrat ich das Haus meines neuen Lehrherrn.

Dieser machte mit seiner verkommenen Physiognomie, der kupferigen Nase und den struppigen Haaren durchaus keinen gewinnenden Eindruck, und die Anmuth der Frau schien den Hexen abgeborgt: eine kleine, dürre Figur, eine schwarzgelbliche Haut und eine widerlich kreischende Stimme. Das edle Paar überbot sich in Aeußerungen der Rohheit, von früh bis spät hörte man nichts als Fluchen, Schimpfen und Geklatsch von Prügeln, die von allen Seiten auf die armen Lehrjungen herabhagelten. Die Werkstätte hieß bei den Drechslergesellen nur das kleine Gasthaus, und jeder wandte ihr den Rücken, sobald er anderswo Arbeit fand. Ich aber sollte vier lange Jahre in diesem Zuchthause aushalten. Welche Schule! Das Unerträglichste von allen war, daß wir bei täglich sechzehnstündiger Arbeit Sommer und

Winter abgespeist wurden mit einer so elenden, kraftlosen Kost, daß die Hunde sie verschmäht hätten. Alle meine Wünsche giengen zuletzt auf in die heiße Sehnsucht, mich nur in Brod einmal satt essen zu können. Mit wahrem Heißhunger verschlang ich die kalten Kartoffeln sammt der Schale, die eine mitleidige Magd mir mitunter zusteckte.

Ein Vierteljahr nach meinem Eintritt in die Lehre kam mein Cousin nach München ins Cadettencorps, und ein halbes Jahr später zog auch die Tante in die Residenz. Meine Mutter mußte sich nun wieder durch Nähen ihren Unterhalt verschaffen, denn ihr älterliches Vermögen war ziemlich zugesetzt. Sonntags gieng ich in der Regel nach Hause, und ich freute mich die ganze Woche darauf, weil ich mich da doch einmal wieder satt essen konnte. Ganz ohne Sonnenblicke blieb jedoch mein Leben in Fürth auch nicht. Ich bekam einen Leidensgefährten in der Person eines früheren Schulkameraden Namens Kraußer, der später, nachdem er Geselle geworden, zur Kunst übergieng und noch heute in Nürnberg als talentvoller Bildhauer lebt. Durch seine Genossenschaft wurde mir die Noth etwas erträglicher. Ferner hatte meine Mutter einige Freundinnen in Fürth, die mir erlaubten, zu ihnen zu kommen, wenn ich ausgeschickt würde, und sollten Freunde anwesend sein, so brauche ich nichts zu sagen, ich sollte doch ein Stück Brod bekommen. Ich machte einen Versuch, aber ich fühlte mich so gränzenlos unglücklich, als mir das Brod gereicht wurde und die Anwesenden einander schweigend dabei ansahen, daß der quälendste Hunger nicht über mich vermochte, den Versuch je zu wiederholen.

Glücklicher machte mich ein anderes Begegniß. Meine Lehrmeistersleute hatten das Logis gewechselt und ein Haus bezogen, auf dessen Tenne zwei alte gutmüthige Leute wohnten,

die so arm waren, daß sie nur von heute auf morgen lebten. Der Mann hieß Schröter und war Fischer, konnte sich aber kein Wasser pachten, und nur die Nachsicht der andern Fischer ließ ihn überall frei angeln, was ihm jedoch wenig eintrug. Seine Frau hausirte mit Töpfergeschirr, welches sie freilich nur korbweise einkaufen konnte. Von den wenigen Kreuzern, die auf solche Weise verdient wurden, lebten die Beiden so sorglos und vergnügt, daß man sie zu den wenigen Glücklichen rechnen durfte, die jeden folgenden Tag froher, als den vergangenen begrüßen. Selbst kinderlos, hatten sie einen elternlosen Knaben an Kindesstatt angenommen, der, ebenfalls Drechslerlehrling, die Bekanntschaft mit den guten Leuten vermittelte.

Jeden Winterabend, wenn es draußen glitzflammerte, saßen wir oft bis 11 Uhr mit ihnen am warmen Ofen und hörten in Gesellschaft einiger Nachbarn den Erzählungen des alten Fischers zu. Wenn er so dasaß in seinem alten Lehnstuhl mit seiner riesigen Gestalt (er maß über 6 Schuh bayr.) und den scharf ausgeprägten Gesichtszügen, angethan mit einer geflickten, abgeschabten, blauen Tuchjacke, das lederne Schiffkäppchen auf dem Haupte, die Arme auf die ausgespreitzten Beine gelegt und die beiden Daumen über einander drehend, so lauschte Alles in gespannter Erwartung seinen Worten.

Er war 28 Jahre preußischer Grenadier gewesen und hatte als solcher 1785 den Feldzug nach Holland mitgemacht. Von daher wußte er allerlei Soldatenstücklein, die uns immer gefielen, mochten sie mitunter noch so gewöhnlich sein. Wie oft haben uns diese armen Leute unsern Hunger gestillt und die Lehrmeistersleute gescholten, die das Gegentheil thaten, obgleich sie für wohlhabend galten.

Damals knüpfte ich auch Bekanntschaft mit einem alten Juden an, den man im jüdischen Spitel als Pfründner aufgenommen hatte, nachdem er durch das Lotto närrisch geworden

war. Obwol für unheilbar erklärt, durfte er doch, da er ein gutmüthiger Narr war, frei umhergehen. Dieser Mann oder vielmehr dieses Männlein, Hoima geheißen, hatte den ganzen Tag seinen thönernen Pfeifenstummel im Munde und rief jeden Vorübergehenden mit den Worten an: „Pst, komme sie e bisla her.“ Folgte man dem Rufe; so fuhr er vertraulich fort: „Wenn sie mir zwa Pfennings gibe, sag' ich ihne Nummere; hab' ich dem gesagt, hat er ein Ambe g'macht, hab' ich jenem gesagt, hat er a Terna g'macht, sind sie gekomme, habn mer an Kaftolleser gegibn, warum, ich bin ein armer Teufel, känn nicht setzen, darum laß ich das Glück andere Leut zukomme, damit sie mir noch was gibn. Er war übrigens sehr bescheiden, gab man ihm kein Geld, war er mit einer Pfeife Tabak auch zufrieden. An Sommerabenden saß ich oft lange neben ihm auf einem alten Bäumstamme. Dann erzählte er mir, wie er früher viel Geld gehabt, lange in Ungarn gewesen und was für ein gutes Land das sei u. s. w. „Wie ich bin hiehergekommen,“ fuhr er fort „hab ich mir gekocht 10 auch 12 Pfund Fleisch, habn se gesagt, ich bin närrisch, und habe mich da herein gethan. Gott was gibts für böse Menschen da innen. Sehn se dort den kleine Mann, das ist ein alter Spitzbub, ein alter Dieb, der macht mir meine Leut abwendig und sagt: ich sei ein Betrüger, ich kinn nix, meine Nummere kommen nicht, und hab ich doch dem und jenem gesagt und sind gekomme.“ Ich fand Vergnügen daran, mich so mit den alten Hoima zu unterhalten, obgleich er ein Narr war. Es giebt Zeiten, wo es viel erquicklicher ist, mit rechten Narren umzugehen, als mit Leuten, die für gescheit gelten.

Meinen früheren Pflegeeltern und ihren Kumpanen in Nürnberg (sie galten auch für gescheit), die ich mitunter noch besuchte, erzählte ich einmal von dem alten Juden, wie

er den Leuten Nummern sage, die gewiß heraus kämen. „Herr Gott!“ riefen sie, „laß dir doch gleich welche sagen, und da nimm einen Groschen für deinen Houna.“ Ich aber der ewig Hungrige, kaufte mir schwarzes Brod für das Geld und dachte, was der närrische Jude kann, kannst du auch. Am nächsten Sonntag sagte ich ihnen aus dem Stegreif drei Nummern. Die alten Weiber waren beisammen und jedes freute sich auf den großen Gewinnst, aber nicht eine einzige wurde gezogen. Man murrte wohl, doch verlor man nicht gleich den Muth, ich sollte mir noch einmal Nummern sagen laßen, dem Juden einen Groschen dafür zahlen, und wenn sie kämen, sollte mir ein richtiges Trinkgeld zufallen und vielleicht gar ein paar neue Hosen. Aber ich hatte weniger Glauben an die Hosen als an das schwarze Brod, das ich mir auch für den zweiten Groschen kaufte, und die Nummern die ich den Leuten sagte, kamen wieder aus meiner eignen Mache. Nun, sie waren auch darnach. Lieber Himmel! welch ein Hagel von Schimpfwörtern empfing mich bei meinem nächsten Besuche, nachdem das gewohnte Resultat bekannt geworden war. Da knirscht die Eine: „Dein alter Jude ist ein Esel, der versteht einen D.... von der Waare. Hätten wir nur unser Geld wieder, das wir so sündlich verspielt haben. Eine andre schrie: „Mir haben die Nummern gleich nicht gefallen, aber ich wollte nichts sagen, geschieht uns drum schon recht, warum waren wir so dumm, diese einfältigen Nummern zu setzen. Ich spielte den Unschuldigen und bedauerte heimlich, das schöne Geschäft so bald beendigt zu sehen, das mir wenigstens alle Woche einmal zu reichlichem Brode verholfen hatte.

Wie sehr mich das Hungerleiden und die rohe Behandlung im Hause meines Lehrherrn auch verdroß, so hatte ich doch den größten Kummer darüber, daß die Gelegenheit

zum Lernen fehlte. Die Hauptarbeiten wurden von armen Meistern außer dem Hause gemacht, bei uns aber nur Kleinigkeiten. So vergieng ein Jahr um das andre, und ich mußte mir sagen: Ist deine Lehrzeit herum, so stehst du immer erst am Anfange.

Der kalte Winter von 1829 auf 1830 kam und steigerte meine Lage zur Unerträglichkeit. Ich schlief bei der grimmigen Kälte zu oberst auf dem Boden, dicht unter dem Dachfirste, wohin ich auf einer Leiter durch eine Fallthüre emporsteigen mußte. Das Dach war so schlecht, daß Nachts, wenn es schneite, die ganze Bettdecke mit Schnee überzogen wurde. Dazu bekam ich vom vielen Hornpoliren, was mit der bloßen Hand geschah, eine Entzündung an der Linken. Da hieß es: Jetzt geh zu deiner Mutter, wir können dich so nicht brauchen. Ich bat um andre Arbeit, bis die Hand wieder hergestellt sei, allein man hieß mich gehen. Schwerbekümmert und mit verbundener Hand gieng ich in der furchtbaren Kälte nach Nürnberg. Meine Mutter jammerte, sie habe genug mit sich selber zu thun und könne mich nicht auch noch ernähren. Nach kurzem Aufenthalt bei ihr gieng ich zu meinem Schneider. Die Tochter bezeigte ihre Freude darüber, daß nur meine linke Hand unbrauchbar war, und versprach, für mein Essen zu sorgen, wenn ich ihr in aller Weise beim Coloriren helfen wollte. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und verbrachte die sechs Wochen, die bis zur Genesung der Hand verstrichen, verhältnißmäßig angenehm, zumal ich des schneekalten Lagers überhoben war. Nach erlangter Arbeitsfähigkeit kehrte ich nach Fürth zurück, und der alte Jammer nahm seinen Fortgang. Der Sommer nahte, ich hatte nur noch ein Jahr der Lehrzeit vor mir und konnte noch immer keine Pfeifenspitze machen, viel weniger ein Rohr. Ich klagte meine Noth den Fischersleuten, die

mir keinen andern Rath zu geben wußten, als bei einem geschickteren Meister später das Versäumte nachzuholen.

Im Spätherbst 1830 wurde der alte Fischer bettlägerig. Er hatte, wie erwähnt, kein eigenes Fischwasser, fischte daher überall herum, unter anderm in einem kleinen Bache, den er mit einem sogenannten Streifhamen beging. Da mußte er oft mit halbem Leibe im Wasser waten, und weil er noch dazu mit den naßen Kleidern eine halbe Stunde weit nach Hause zu gehen hatte, so war es kein Wunder, daß der Siebzigjährige sich eine tödtliche Krankheit zuzog.

Damals war in Fürth ein ultra-rechtgläubiger Geistlicher, der seine Nase in Alles steckte und auch zu dem guten Fischer kam, um ihn wo möglich zu bekehren. „Wo ist die Bibel?“ war seine erste nicht eben sanfte Frage. Der Fischer den auch bei den größten Schmerzen der Humor nicht verließ, sagte lächelnd: „Herr Pfarrer, ich habe keine. Als Soldat hatte ich am Tornister ohnehin genug zu schleppen, und hernach blieb es bei der Gewohnheit.“ Der Pfarrer schüttelte den Kopf, und murmelte etwas in den Bart, setzte sich endlich an das Bett des Kranken und begann seine geistliche Unterhaltung.

Nachdem der Alte dem Seelsorger eine Zeitlang aufmerksam zugehört hatte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Herr Pfarrer! Einer nach dem Andern, lassen Sie mich auch 'mal reden.“ Der Geistliche war ein wenig verblüfft, ließ den wunderlichen Alten jedoch gewähren. Der begann jetzt seine Soldatenstücklein aufzutischen und schloß mit dem folgenden: „Sehen Sie, Herr Pfarrer! Kommen wir in Holland einmal an einer kleinen Kapelle vorbei, ich schau' hinein, ob nicht etwas Gutes darin zu holen sei für mich, und seh' richtig vor dem Altar ein schönes Mädchen knien, auf jenem aber ein blinkendes Cruzifix. Ich laß die An-

nächtige zu Ende beten, geh' dann auf sie zu, gab ihr einen herzhaften Schmatz und sagte: Schau, Mädle, das beschert dir dein Herrgottla, und weiter bedarfst du sein nicht. Sie müssen nämlich wissen, Herr Pfarrer, ich dachte, das Ding sei von Silber, und so nehm' ich's und laß mich nicht verdrießen, es wochenlang im Tornister mit mir herumzuschleppen. Schlagen wir endlich ein Lager auf, kommt da ein Jude nach dem andern. — „Nichts zu handeln?" Zieh' ich mein Herrgottla aus dem Tornister und präsentier's einem Sohn Israels. Der aber zuckt die Achseln, „Englisches Zinn!" sagt er und läßt mich stehen. Heiliges Gewitter! nehm' ich das zinnerne Herrgottla, das mir so lange den Buckel warm gemacht, und warf's in den ersten besten Graben. Nun Herr Pfarrer, es scheint mir, Ihr Herrgott sei auch nicht ganz von echtem Silber."

Man denkt sich, daß der fromme Herr nach weiteren Stücklein nicht begierig war; er brummte „So, so", nahm Hut und Stock und gieng. Mein guter, alter Fischer aber starb nach wenigen Wochen, und ich denke, es ist ihm jetzt wohl. Wahrlich ,nicht schlechtes Zinn barg seine Brust, sondern das Silber der echten Gottesfurcht, die in Thaten sich kund gibt und nicht in schönen Worten. Dafür zeugt schon das, was er an mir gethan, und drum vergaß ich ihn nie und schaue manch liebes Mal, wenn ich nach Fürth komme, über die Kirchhofmauer und betrachte wehmüthigdankbar die unbezeichnete Stelle, wo des braven Mannes Gebeine ruhen.

Der Wechsel der Gesellen, deren Bleibens nun einmal nicht bei uns war, hatte auch seine angenehme Seite, denn mit anderen Gesellen kamen andere Geschichten und Wanderabenteuer, und von der Wanderschaft, die mir damals verlockend vor Augen schwebte hörte ich für mein Leben

gern erzählen. Auch erklangen allerlei Handwerksburschen=lieder, u. a. dieses:

Bin ein lust'ger Jägersknecht,
Schieß auch recht,
Schieß nach einem schönen Specht,
Dieser Specht hat grüne Federn;
Wohl im Gebüsch, daß ich ihn erwisch',
Schieß ich ihn aufs Leder.

Was ein Jäger haben soll,
Hab ich wohl,
All meine Taschen und die sind voll,
Schwarzes Pulver, Blei und Kugel,
Schieß ich ganz fix aus meiner Büchs
Nach diesem Vogel.

Geh ichs Dörflein hin und her
Mit Gewehr,
Wollt auch sehn, was da paßier';
Doch da war ja nichts zu finden,
Und ich gieng fort zu jenem Ort
Bis zu der Linden.

Ich gieng vor Liebchens Kammerthür
Mit Pläsier,
Wollt auch sehn, was da passier',
Hob sies Hemdlein in die Höhe
Und steht vorm Bett ganz hübsch und nett,
Sucht sich die Flöhe.

„Hätt'st du mir ein Wort gesagt
„Von der Jagd,
„Hätt' sie gern noch mitgemacht, —
„Und mich sollt' das Ding gar nicht verbrießen
„Wenn ich auch könnt' die ganze Nacht
„Kein Wildpret schießen."

Wenn wir Lehrjungen in Gesellschaft spazieren gingen, sangen wir das nachstehende Lied, das eine wunderliebliche Melodie hat:

Schätzlein, was fehlet dir,
Daß du nicht red'st mit mir?
Hast einen andern auf der Seiten,
Der dir thut die Zeit vertreiben,
Der dir lieber ist.

Keinen andern mag ich nicht,
Aber dich begehr' ich nicht,
Geh' nur weiter und werd ein Reiter,
Auf daß ich dich nimmer seh.

Und wenn ich ein Reiter bin,
Schreib ich dir ein Brieflein hin,
Laß dich grüßen, du sollst wissen
Wo ich ein Reiter bin.

Nürnberg ist eine schöne Stadt,
Wer sie schon gesehen hat.
Da thut man die Trommel rühren,
Da heißt's in das Feld marschiren,
O wie schön ist das!

O wie schön ist das,
Wenn man kein Schätzlein hat!
Kann man schlafen ohne Sorgen
Von dem Abend bis zum Morgen,
O wie schön ist das!

O wie hart ist das,
Wenn man ein Schätzlein hat
Und muß reisen fremde Straßen,
Muß den Schatz ein'n andern lassen,
O wie hart ist das!

Auch für mich kam die Zeit, wo man anfängt, an hübschen Mädchen Vergnügen zu finden. Es waren unser sechs bis acht Lehrjungen, alle sechzehn bis siebzehn Jahre alt, die im Sommer an Mondscheinabenden um die Gärten und Felder in der Nähe von Fürth spazieren giengen, jeder ein Mädchen am Arm führend. Es waren die Schwestern

unserer Kameraden und ihre Freundinen, die in Gemeinschaft mit uns Lieder von der Art, wie das zuletzt mitgetheilte, und andere sangen. Eine Schreinerstochter sang vorzüglich schön und oft baten wir sie um das vielberühmte „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.“ Eine schlanke Gestalt war's mit bleichem Gesicht und dunklem Haar. Bei ihren Eltern fanden gewöhnlich unsre Zusammenkünfte statt, und natürlich besuchten wir nur die Brüder, während die Schwestern gemeint waren. Auch meine Erkorene war eine Schreinerstochter und eine Verwandte der Sängerin. Unsre Liebe war noch ziemlich kindischer Natur, aber kam gleichwol von Herzen. Wenn es nach unserm verliebten Mondschein—Spaziergang zum Abschiednehmen kam, so hieß es: Jetzt küßt einander allzumal!“ und trotz alles Sträubens und Zierens kam der Befehl zur Ausführung. Bei mir aber gieng noch immer der Hunger der Liebe vor. Wenn ich Sonntags meine Mutter besuchte, so regte sich das Herz erst, wenn der Magen befriedigt war. Dann freilich trat ich vor den Spiegel und drehte die Locken, um alsbald nach Fürth zurück zu eilen, und die Geliebte stolz am Arme zu führen. Aber der Roman nahm ein klägliches Ende, die Eltern kamen dahinter, die Väter drohten uns mit Prügeln und zahlten sie den Töchtern baar aus. Meine Schöne verlor ich ganz aus den Augen. Erst als ich aus der Fremde zurückgekehrt war, begegnete sie mir einmal auf der Straße, die Füße nackt in den Schuhen und einen riesigen Tragkorb auf dem Rücken. Ich wollte sie anreden, aber sie schlug die Augen nieder, als schämte sie sich, und seitdem sah ich sie nicht wieder.

Als das Ende meiner Lehrzeit heranrückte, erwähnte ich in einem Briefe an die Tante, daß ich auf meiner Wanderschaft auch nach München kommen wolle, und wie ich mich freue, sie wieder zu sehen. Es dauerte nicht lange, so kam

ein Brief an meine Mutter, in dem es unter anderem hieß: sie möge mir nur sagen, daß es in München mit der Drechslerei nichts sei, ich werde da keine Arbeit finden. Ich verstand den Wink und dachte dabei mein Theil.

Vor meinem Austritt aus der Lehrjungenschaft sollte mir auch ein großes Ereigniß begegnen. Auf einem Sonntagsbesuch fand ich bei meiner Mutter ein altes, vergriffenes Buch, das ich zu mir steckte, um es auf dem Heimwege näher anzusehen. Ich begann zu lesen — welche Ueberraschung! Eine Räubergeschichte war's, für mich ein unbezahlbarer Schatz, weil ich bisher kaum geahnt hatte, daß außer Schulbüchern noch Gedrucktes in der Welt sei. Ich gieng und las, las und gieng, und hatte den Kopf voll davon, als ich in Fürth ankam. Sofort theilte ich meinen Kameraden den kostbaren Fund mit, erzählte ihnen brühwarm die Geschichte und damit nicht genug, ich wollte ihnen das Buch auch von A bis Z vorlesen. Aber nur ein Goldschmiedsjunge meldete sich als Zuhörer, und mit diesem verabredete ich zum Zweck des ungestörten Lesens einen Spaziergang für den nächsten Sonntag. Am anberaumten Tage schlugen wir die Straße nach Unterfarnbach ein und ließen uns auf einer Anhöhe am Rande eines mit Zuckererbsen bestellten Ackers nieder. Unter uns lag Unterfarnbach in einem freundlichen Thal, fernab streute ein Mühlrad seine Diamenten und seitwärts zog sich ein üppiges Föhrenwäldchen ein, an dessen Saume eine Heerde Kühe weidete. Ringsum feierliche Stille, nur die Lerche zwitscherte sonntäglich über unsern Häuptern, und das Klippklapp der Mühle verlor sich wimmernd in der Ferne. Und nun thu dich auf, du wundersames Räuberbuch! Wie lasen wir mit Eifer, und verschlangen jedes Wort, und wie wurde gestaunt und wie hob sich gewaltig die Brust. „Eli Lora der Mörder“ hieß das wundervolle Buch, und

war, daß ein Kerl, der Held des Romans, der Räuberhauptmann! Nachdem er, ein leichtsinniger Försterknabe aus Unvorsichtigkeit die Scheune seines Vaters in Brand gesteckt, lief er vor Angst und Schrecken davon, gieng aus Verzweiflung unter die Räuber, stahl, sengte und mordete als edler Bandit zum Besten der Wittwen und Waisen, ward Hauptmann der Bande, bekehrte sich aber schließlich und endete, von seinen Genoßen an den geschwornen Eid gemahnt, mit heroischem Selbstmord. Wie beklagten wir die sittliche Ordnung und die Polizeiwirthschaft im Lande, die keine edlen Räuber mehr aufkommen ließen; ach Gott! wir hätten auch so gern ein wenig Räuberchens gespielt. Doch der Mund ward uns trocken vom Lesen, und die Zuckererbsen des Bauern mußten herhalten, uns die Räubergeschichte zu versüßen. Der Goldschmiedsjunge kam von der Begeisterung zurück und meinte, es ende doch gewöhnlich bös mit den Mordskerlen, wie man am Schinderhannes ein Beispiel gesehen. Gleichwohl las ich das Buch so oft durch, daß ich's zuletzt schier auswendig hersagen konnte.

VI.

Endlich kam der Tag, wo ich zum Gesellen aufrücken sollte. Mit vieler Mühe habe ich mein Probestück fertig gebracht. Es war im September 1831, die Cholera wüthete in Nord und Süd und drohte auch nach Nürnberg zu kommen. Die Geschäfte stockten, vielen fremden Gesellen wurde nach Hause visirt und andere feierten in Fürth und Nürnberg. Ich hatte mir in dem letztgenannten Orte eine Arbeit ausgemacht und verließ sofort meinen Lehrmeister; aber als ich in meine neue Werkstätte trat, hieß es, die Kaufleute hätten Alles wieder abbestellt, man könnte mich daher für jetzt nicht brauchen. Da stand ich nun; meinem Lehrmeister gute Worte geben, daß er mich wieder nehme, wollte ich nicht; ich war zu froh, daß mir endlich die Stunde der Erlösung geschlagen hatte.

Zufällig traf ich einen Schulkameraden, eines Gärtners Sohn, der mir sagte, ich würde in ihrem Garten so viel Arbeit finden, daß ich eine Zeit lang meinen Lebensunterhalt damit verdienen könnte. Ich machte von dem Anerbieten so lange Gebrauch, bis mich die Schneiderstochter wieder zur Aushülfe beim Coloriren berief. Dies zog ich vor, und bezog meinen Unterhalt daraus ein ganzes Vierteljahr. Um diese Zeit besuchte ich zum ersten Mal das Theater. Wieder begrüßte mich ein Räuberstück: Fra Diavolo wurde gegeben. Natürlich gab das in meinen Augen den Räubern einen neuen Glanz. Bald darauf forderte einer meiner früheren Lehrgesellen, der eine Drechslerswittwe zu heirathen

im Begriffe stand, mich auf, zu ihm nach Fürth in Arbeit zu kommen. Ich nahm es an, aber meine traurige Lage benützend, gab er mir für die Woche nur 36 kr. Immerhin hatte ich einstweilen ein Unterkommen, einige Monate brachte ich bei ihm zu, aber dann wurde mir's doch zu bunt. Den ganzen Tag hieß es: „schick dich, schick dich," so oft, daß ich mich versucht fand, es einmal mit Kreidestrichen anzuzeichnen, und richtig zählte ich am Abend 150 „Schick dich." Ich machte eine andere Arbeit aus, und zwar bei einem armen Meister, der mir gleichwohl 1 fl. 24 kr. per Woche gab, nebst Verköstigung. Es war ein ehrenwerther Mann, Verwandter des alten Fischers, bei dem ich mit Lust und Liebe arbeitete. Die Tage und Wochen eilten mir im Flug dahin, ich verdiente mir auch über den Feierabend noch etwas und verwendete dies auf's Theater, welches ich regelmäßig jeden Samstag besuchte.

Der Frühling des Jahres 1832 nahte, schon waren die Staaren da und erzählten auf ihrem Kobel vor meinem Kammerfenster jeden Morgen von ihrer letzten Wanderschaft; mich trieb es auch in die weite Welt hinaus, und ich konnte nicht fort. Mir fehlten noch einige Gulden zum Einkauf verschiedener Reisebedürfnisse, auch mußte ich mich erst von meinen Zunftgenossen förmlich zum Gesellen machen lassen, wenn ich als würdiger zünftiger Geselle in die Fremde gehen wollte. Das wurde denn in Ausführung gebracht.

Einige Wochen vor Ostern ging ich an einem Sonntag, als eben die Auflage abgehalten wurde, auf meine Herberge und bat den Altgesellen, mich nach üblicher Weise zum Gesellen zu sprechen. Dies geschah in folgender Weise. Die Arbeitsgesellen bildeten einen Kreis um mich und den Altgesellen, und letzterer begann nun in gehobenem Tone mit folgenden Worten mich anzusprechen:

„Also mit Gunst, was ist dein Begehr, daß du heute bei uns erschienen bist?“

Ich: Mein Begehr ist, von einem rechtschaffenen Drechslergesellen zu einem ordentlichen Gesellen gemacht und gesprochen zu werden.

Altges.: Dies soll dir widerfahren nach altem Gebrauch wenn du zuvor in der Gesellen Mitte, dafür entrichtest was Brauch und Sitte.

Ich: Das will ich thun, wie sich's gebührt.

Altges.: Mit Gunst meine Brüder, da ich bin erwählet worden zu verrichten diese Pflicht, so will ich sie erfüllen treu und pünktlich, denn:

Was sich gebührt in diesem Amt
Das ist mir alles gar wohl bekannt,
Doch bitt' ich All an diesem Ort,
Mir nicht übel zu nehmen ein spaßhaft Wort
Noch habe ich eine große Bitte:
Daß sei keine Jungfer in unsrer Mitte
Sondern ein voller Becher Wein
Den mir mein Herr Bruder schenket ein.

(Da überreicht ihm der Uertengeselle den Pokal).
Altges. fortfahrend:

Vivat es leben alle rechtschaffenen Drechslermeister!
Vivat es leben alle rechtschaffenen Drechslergesellen!
Vivat es lebe die ganze Drechslerei. Hoch!

(Indem er sich zu mir wandte):

Da es Zeit ist anzufangen
Und zu erfüllen dein Verlangen
Da es dein Wunsch ist diesesmal
Dich zu rechnen unter die Gesellenzahl
So soll dir dies auch wiederfahren
Wenn du in deinen Burschenjahren
Dein Wort nicht hast gebrochen
Und bist von deinem Meister freigesprochen

Doch muß ich zuvor meine Brüder fragen
Ob du dich als Junge gut betragen:
Weiß einer über ihn was zu sagen
Der rede jetzt und schweige nachher.

Wenn keiner eine Klage vorzubringen hat fährt er fort: „So lege ich dir diese Artikel vor; ist es dein ernster Wille, sie treu und pünktlich zu erfüllen, so antworte mit einem, Ja!“

Ich: Ja!

So höre denn wohl mit Bedacht
Und gieb auf meine Worte Acht,
Denn dieses stimmt nicht überein,
Gesell und Junge zugleich zu sein;
Ich will es dir am besten sagen,
Wie sich brave Gesellen betragen,
Ich will es dir sagen nach altem Gebrauch,
Wie es mir und meinen Brüdern ergangen auch.

Vermeide jedes Bubenstück,
Denn es zerstöret nur dein Glück,
Und such' das Laster stets zu meiden
Und sei auch sittsam und bescheiden.
Wenn du ferner willst ausgehen
Und mit Ehren dann besteh'n,
Mußt du dich anständig kleiden
Und alles Pöbelhafte meiden.
Auch darfst du kein Geschäft verrichten,
Was nicht gehört zu deinen Pflichten;
Es wird dir hiemit anbefohlen,
Kein Wasser oder Bier zu holen,
Auch darfst du keinen Ofen heitzen,
Sonst würdest du zum Zorn uns reitzen.
Man wird dich strafen nach Herzenslust,
Bis du dich bist als Gesell bewußt.

(Der Uertengeselle überreicht dann den Pokal dem Altgesellen, der sich zum Junggesellen wendet):

Nimm diesen Pokal hier mit goldnem Wein,
Den ich dir jetzt ließ füllen ein,
Nimm ihn in deine rechte Hand
Und tritt damit in den Gesellenstand.
Doch ehe noch dieses wird vollzogen,
Mußt du dich fühlen dazu bewogen
Und vorher drei Reime hersagen,
Wirst du dich aber beklagen,
Daß du sie nicht kannst sagen,
So werde ich sie dir wirklich diktiren
Und dann das Gesellenmachen vollführen

„Der liebe Herr Gott bleibt fürwahr
Der beste Drechsler immerdar,
Er hat den Erdball rund gedreht,
Der nie und nimmer stille steht;
Dem hohen Meister nun zu Ehren
Will ich hier diesen Becher leeren.“

(Tiefes Schweigen.)

„Sei immer fleißig und wacker,
Die Drehbank ist unser Acker,
Meißel und Röhre sind unser Pflug,
Damit verdienen wir Geld zum versaufen genug. Hoch!“

(Drauf überreichte er mir den Pokal, den ich erhob mit folgendem Trinkspruch):

„Ich trink den Saft der Reben,
Was Drechsler heißt, soll leben. Hoch!“

(Der Altgeselle nahm ihn wieder und fuhr fort):

„Wer Aepfel schält und sie nicht ißt,
Bei Mädchen sitzt und sie nicht küßt,
Beim Weine sitzt und schenkt nicht ein,
Der muß der dümmste Teufel sein! Hoch!“

(Drauf gab er den Pokal dem Uertengesellen zurück und überreichte mir mit folgenden Worten einen Stab):

Nimm diesen Stock in deine rechte Hand
Mit diesem kannst du reisen

Zu Wasser und zu Land.
Bleibe Geselle eine zeitlang
Und Meister dein Leben lang.

„Nun will ich dir auch verboten haben
Daß du keinen darfst duzen unter einem Vierteljahr
Von allen die mit mir versammelt allhier;
Kommt aber einer zum Thor herein, er sei jung oder alt
Groß oder klein, den darfst du duzen alsobald.
„Vor allem will ich dir jetzt sagen,
Daß du dich anständig sollst beim Meister betragen.
Dies sei deine erste Pflicht fortan,
Daß man als Gesell dich achten kann.
Auch ferner dir geboten sei:
Steh treulich stets den Brüdern bei;
Triffst einen du vom Belt oder Rhein,
Gleichviel, er muß dir willkommen sein,
Und wenn einer irgend ein Unglück hat,
So hilf ihm gerne mit Rath und That,
Wie dir auch wird ein gleiches geschehen,
Wenn du wirst fort in die Fremde gehen.
Hat einer auch manchmal ein schlecht Gewand,
So biete ihm doch als Bruder die Hand,
Denn wer weiß, ob er auch Schuld daran,
Drum schau dir zuerst den Menschen an.
Und thust du Alles, was ich begehrt,
Dann hat dich ein jeder lieb und werth."

Hier geb ich dir ein paar Backenstreiche,
Diese duldest du von mir,
Einen Andern kannst du strafen dafür.
Also mit Gunst, die Brüder deiner Kunst,
Haben dich jetzo wohl unterricht't
Und ein jeder hat bewiesen treu seine Pflicht,
Nun befolge genau was dir befohlen worden,
Sei ein wackerer Bruder in unsrer Zunft und Orden.
Und geh zu allen, die hier versammelt sind,
Gieb jedem deine rechte Hand,
Und sie werden dir Glück wünschen zu deinem Gesellenstand.

Nachdem man mir noch den Gruß, das Namennachtrinken, sowie die übrigen Handwerksgebräuche gelehrt hatte, stellte mir der Altgeselle die für jeden wandernden Gesellen so wichtige Urkunde aus, welche lautet, wie folgt:

Gesellenschein.

Wir Endesunterschriebene Drechslergesellen bescheinigen hiemit dem C. W. aus R., daß wir ihn unterm heutigen vor offner Lade zu einem rechtmäßigen Gesellen gemacht und gesprochen haben. Auf dieses hin ersuchen wir alle auswärtigen Brüderschaften, dem C. W. aus R. auf seiner Wanderschaft das übliche Geschenk, sowie alle Rechte zukommen zu lassen, die einem rechtmäßigen zünftigen Gesellen zustehen, und ihn im Falle der Noth mit Rath und That brüderlich zu unterstützen, wie wir uns jederzeit versehen ein Gleiches zu thun von jedem rechtmäßigen Genossen unsrer Zunft. Zur Bekräftigung dieser Urkunde fügen wir unser Handwerkssiegel und unsre Unterschriften bei.

Der Altgeselle,
folgen die übrigen Unterschriften.

Dieser Schein mußte, wenn er giltig sein sollte, von drei einheimischen und drei fremden Gesellen unterzeichnet sein. Ueberall in Deutschland, wo man einen solchen Gesellenschein vorzeigte, hatte man sich einer guten Aufnahme zu erfreuen. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß schließlich ein paar Gulden zum Besten gegeben wurden, so habe ich den Brauch des Gesellenmachens meinen Lesern vollständig vorgeführt. Dieser Brauch stand bei gewissen Leuten in großem Verruf und war bei Arreststrafe verpönt, ob mit Grund, möge man aus der hier davon gegebenen Beschreibung beurtheilen.

Wer eine größere Reise unternimmt, pflegt vor Allem nach dem Zustande seiner Kasse zu schauen. Das hat der

Handwerksbursche, der in die Fremde zieht, kaum nöthig; denn in der Regel hat er keine. Ohne Geld läßt sich aber einmal nicht reisen, und da bleibt denn nichts übrig, als Fechten zu gehen. Das Wandern war dem Gesellen vorgeschrieben, ohne daß ihm die Mittel dazu gewährt wurden, aber das Fechten war ihm verboten. Kein Wunder, wenn unter so mißlichen Umständen so Mancher in der Fremde, statt seine Handwerkskenntnisse zu mehren, nichts Anderes lernte, als wie man in aller Geschwindigkeit ein Lump wird. Ich gieng mit so wenig Geld und so wenig Erfahrung auf die Wanderschaft, daß es weniger überraschen darf, wenn ich auch ein wenig in das Lumpenleben hinein gerieth, als daß ich im Ganzen doch mit ziemlich heiler Haut davonkam. Der Leser mache sich gefaßt, nicht allzu erquickliche Dinge zu vernehmen; aber ich halte für gut, wenn auch dieß gesagt werden, damit die Poesie des Wanderlebens, deren nahen Untergang mancher dichtende Stubenhocker bedauern mag, einmal in ihrem wahren Lichte erscheinen.

Sobald ich die unentbehrlichsten Reisebedürfnisse einigermaßen beisammen hatte, schickte ich mich an, die große Wanderung anzutreten. Ich verabschiedete mich von meinem Meister, ließ mir ein Wanderbuch geben und schnürte mein Bündel. „Wie viel Reisegeld ist dir denn geblieben?“ fragte mich die Mutter, als sie mich lustig und guter Dinge meine Siebensachen zusammenpacken sah. Zögernd zog ich mein ledernes Beutelchen und zeigte ihr meinen ganzen Reichthum, der aus einem halben Dutzend Sechskreuzerstücken bestand. „Und das ist Alles?“ fragte sie bestürzt und brach in Schluchzen aus. „Sei ruhig!“ tröstete ich, „das nöthige Brod erfechte ich mir leicht, Wasser gibt's überall, und so ist an kein Verhungern zu denken.“ Sie schlich hinaus und kehrte mit einem preußischen Thaler zurück, den sie mit

unter neuem Schluchzen in die Hand drückte. Ich wollte ihn nicht nehmen und äußerte zuversichtlich, als ordentlich Zünftiger, der ich jetzt sei, würde ich überall von Meistern und Gesellen Geschenke genug bekommen. Aber sie ließ nicht nach, bis ich den Thaler eingesteckt, der — von einem Nachbarn entlehnt war! Das erfuhr ich erst später, sonst hätte ich lieber noch meine 36 kr. dazu gelegt, als ihn an mich genommen. Sorgfältig in Papier gewickelt, barg ich ihn in meiner Brieftasche, um nur im äußersten Nothfall Gebrauch davon zu machen.

Es war Ende Mai 1832, am Nachmittage, als ich reisefertig, einen Strauß künstlicher Blumen, den mir die Schneiderstochter verehrt, auf dem Wachshut, in Begleitung meiner Mutter und der Straußgeberin aus dem Thiergärtnerthor gen Erlangen marschierte. Auf dem nächsten Dorfe wurde Halt gemacht beim kühlen Bier und dann gieng es ans Abschiednehmen mit Wünschen, Segenssprüchen, Thränen, Küssen, Hut- und Tücherwinken. Meine Mutter wollte vergehen vor Herzeleid. Bis dahin hatte der prächtige Frühlingstag und das Leben auf der Landstraße, der von Frachtwägen, Chaisen und Fußgängern nicht leer wurde, keinen Kummer bei mir aufkommen lassen; aber als der letzte wehende Tuchzipfel meinen Augen entschwand, hätte ich's gern gemacht, wie Peter in der Fremde. Ein beurlaubter Soldat, der sich zu mir gesellte und bis Erlangen mitgieng, brachte mich glücklicher Weise wieder auf andere Gedanken.

Zu Erlangen angekommen, setzte ich mich in der Herberge an den Tisch, über welchem das Handwerkszeichen der Drechsler hieng, damit der Arbeitsgesell, der etwa käme, doch gleich sehe, daß ein Fremder da sei. Das Gasthaus vereinigte mehrere Herbergen, und es fanden sich daher beim

Dunkelwerden Burschen verschiedenen Zeichens hier zusammen. Darunter stachen zwei Nagelschmiede und ein Seiler mir besonders in die Augen. Strommer vom reinsten Wasser, strotzten sie von schlechten Witzen, langten die erbettelten Brodschnitte unter lustigen Bemerkungen hervor und bezahlten den Herbergsvater mit lauter Kupferpfennigen. Mir sahen sie den Neuling an und sie meinten, mir müßten die Taschen wohl noch gespickt sein von der Mutter her. Ich ließ sie bei dem Glauben, obwohl ich schon am folgenden Tage den Fechtboden betreten mußte. Die Nacht war unruhig genug, da unser sechzehn in einem Saal beisammen schliefen, oder vielmehr nicht schliefen, denn des Geplauders war kein Ende. In der Frühe holte ich bei meinen Zunftgenoßen das übliche Geschenk, mit dem Gruße in die Werkstätte tretend: „Glück zu, Meister und Gesellen, von wegen des Handwerks!“ worauf der erste Gesell erwiederte: „Sei mir willkommen von wegen des Handwerks!“ Mit der Hand auf den Pfosten der Drehbank klopfend, rief er sodann sein „Hui, Drechsler!“ reichte mir die Rechte und die Uebrigen folgten dem Beispiel. Nachdem er noch gefragt, wohin ich komme und wohin ich reise, verabfolgte er mir das Geschenk. Dieser Brauch wurde damals noch in ganz Deutschland geübt.

Ich wollte jetzt mein Wanderbuch visiren lassen, aber kaum hatte ich das Amtszimmer betreten, so brüllte mir ein anscheinend aus einem Hackblock gehauenes Gesicht entgegen: „Will er 'naus!!“ Ein schöner Anfang, dachte ich, und schaute das Hackblockgesicht ein paar Sekunden fragend an. Nochmaliges Brüllen: „Will er 'naus!“ Ich fragte bescheiden nach dem Warum. „Sein'n Stecken trägt er 'naus!“ Im Vorsaal hatte ich meinen Wanderstab nicht stehen lassen wollen, aus Furcht, er möchte mir gestohlen werden; denn

es war ein mühsam gefertigtes Kunstwerk meiner Hände, der Knopf mit Perlmutter eingelegt. Nun, ich mußte gehorchen und mir wurde visirt. Das Benehmen des Mannes bildete übrigens keine Ausnahme, da der baierischen Polizei von damals der Preis der Grobheit unbestritten zuerkannt wurde.

Der Tag war schön, kein Wölkchen trübte den Himmel und rüstig schritt ich Forchheim zu. Aber allmählig begann sich der Hunger zu melden, da mein ganzes Frühstück aus einem Gläschen Schnapps bestanden hatte, wie es später noch oft der Fall war. „Probier's mit dem Fechten!" rief ich mir zu und marschierte tapfer auf einen Bauernhof los. Der Hofhund meldete mich an mit wüthendem Bellen und Kettengerassel, worauf die Bäuerin erschien und nach meinem Begehr fragte. Ich stotterte etwas von einem armen reisenden Handwerksburschen, die Bäuerin lächelte und brachte mir ein mächtiges Stück Butterbrod. Ich dankte höflichst und verschlang meine erste Eroberung mit dem Gefühl des Triumphes und dem gesundesten Appetit.

Nach Verlauf einiger Stunden holte ich einen jungen Fuhrmann ein, mit einem stattlichen Gefährte, von sechs Braunen gezogen, deren Geschirre mit den Messingrosen, Ringen und Schnallen in der Sonne nur so blitzte. Der Fuhrmann war ein hübscher Bursche, etwa in meinem Alter, von kräftigem Körperbau und derb-gesunder Gesichtsfarbe. Er trug das gewöhnliche blaue Hemd mit einem eingestickten Rößlein auf der Brust, einen runden Filzhut mit Goldbroddeln und um seinen von der Sonne gebräunten Hals ein prächtiges seidnes Tuch lose geschlungen, über welches der fein gesteppte weiße Hemdkragen gelegt war. „Handwerksbursche", rief er mir zu, „gehen Sie langsam, so gehen wir miteinander." Ich that es und bald unterhielten wir

uns ganz vertraut. Er erzählte mir, daß er bei Augsburg zu Hause sei und nach Hamburg fahre. „Mein Vater," fuhr er fort, hat drei solcher Fuhrwerke, wie dieses, beständig unterweges; eines davon geht nach Frankfurt a. M. und zwei nach Norddeutschland." So plauderten wir fort, ich meines Bündels ledig, das ich in das Schiff unterm Wagen hatte legen müssen. Bei jedem Wirthshause hielt er an und überall wurde getrunken. Er sagte mir, das müsse er thun, um auf die Hülfe der Wirthe zählen zu dürfen, wenn ihm ein Unfall zustoße. Ich hatte mich zu wundern, wie viel Geld die Fuhrleute auf der Straße ließen, und doch wurden viele derselben reich. Ich hatte freies Zehren, was mir bei meinem leichten Kassenbestande wohl zu statten kam. Wir übernachteten in einem Dorfe vor Bamberg. Des andern Morgens brachen wir frühzeitig auf. Weil es in der Nacht ein wenig geregnet hatte, so duftete der Wald so lieblich und die Vögel sangen auf allen Zweigen so lustig ihr Morgenlied, daß wir von der allgemeinen Fröhlichkeit angesteckt wurden und der Fuhrmann ausrief: „Heisa, wir wollen auch eins singen!" Ich stimmte bei, und mit kräftiger weithin schallender Stimme hub er an:

Bin ih a lustiger Fuhrmannsohn!
Bin ih a lustiger Bue!
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Schaun mir die Leut alle zue.

Fahr ich am Morgen zum Stadtthor 'naus,
Lang eh' die Sonne aufgeht,
Bin ich über Berg und Thal,
Lang eh' mei Dirndel aufsteht.

Fahr ich in der Früh auf der Straß'n hin,
Zwischen die Tannen im Wald —
Ach was is des für a Freud,
Was da des Schnalz'n schön hallt.

Was da die Vögerl schön singa thun,
Was da die Blüm'rln schön blüh'n,
Was da die Hirsch und Reh'
Ueber die Straß'n hinziehn.

Und wenn am Mittag die Sonn' anhitzt,
Schmeckt mir a Trunk frisch und kalt,
Bin ja überall daheim,
Wo ich die Rößeln anhalt.

Fahr ih im Zwielicht am Wirthshaus an,
Spann die Röß' aus und kehr ein;
Iß mein Sach', leg mih ins Bett,
Denk an mein Schatz und schlaf ein.

Doch treff ih im Wirthshaus Kameraden an,
Setz'n wir uns z'samm, zwei und drei,
Diskuriren von allerhand —
S' gibt gar kein G'sellschaft so frei.

Hör ih den Hahnschrei wahl in der Früh
Und 's graut der Tag schon herauf,
Schau ih zuerst nach mein Rößl'n um,
Ob wir a allz'samm wohlauf.

Hausknecht, spann meine sechs Braunen ein!
Kelln'rin, trag' außi mein Hut!
Denn wir müss'n wieder weiter fahr'n,
S' Dableib'n thut einmal kei gut.

„B'hüt die Gott, Kelln'rin, aufs nächste Mal!
„B'hüt die Gott, herzlieber Bua!
„Bleib fein nit gar z'lang aus,
„Sprich fein bald wiederum zua."

Fuhrmannsleben is doch a schöner Stand.
Fuhrmannsbua bleib ih no lang,
Kann wohl sein, daß ih sterb,
Eh' ich was anders anfang.

Als das Lied zu Ende gesungen war, ließ mein Gefährte einen kräftigen Juchschrei erschallen und knallte mit

seiner Peitsche, daß es im Walde wiederhallte. Es war gegen neun Uhr, als wir das Ende des Waldes erreicht hatten und vor uns die Stadt Bamberg mit ihrem alterthümlichen Dome im duftigen Morgenglanze auftauchte. Da es Sonntag war, so tönten von allen Thürmen in mächtigen Accorden das Geläute und lud die gläubige Menge zum Frühgottesdienst ein. Am Stadtthor nahm ich Abschied von meinem Fuhrmann, weil ich den Tag über in Bamberg bleiben wollte. Ich hatte einen Onkel daselbst, einen Baurath, den ich, wie meine Mutter mir auftrug, besuchen sollte; doch unterließ ich's, weil ich fürchtete, er möchte denken, daß ich in eigennütziger Absicht käme. Eine Köchin dagegen, die einst bei meiner Tante gedient und mich als Knabe immer gern gehabt hatte, besuchte ich um so lieber. Sie war aus einem Städtchen bei Nürnberg gebürtig, wo sich eine Strafanstalt für schwere Verbrecher befindet, und ich hörte ihr gerne zu, wenn sie mir von den Sträflingen erzählte und namentlich das Begräbniß eines solchen schilderte. Nachdem ich auf meine Herberge abgelegt und mein Geschenk geholt hatte, schlenderte ich noch ein wenig in der Stadt umher und zur späten Mittagszeit gieng ich zu meiner Lisbeth. Ich traf sie in der Küche ihrer Dienstherrschaft beim Essen an. Welche Freude des Wiedersehens! Sechs Jahre waren vergangen, seit sie von Nürnberg fortzog. Ich machte mir's bequem, setzte mich zu ihr an den Küchentisch und wir plauderten von vergangenen Zeiten. Da ich nicht zu Mittag gegessen hatte, so folgte ich ihrer Einladung, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und sie suchte Alles hervor, sogar das ihr zugetheilte Glas Wein sollte ich trinken. Schwerlich hätte ich bei meinem Onkel Baurath eine solche Aufnahme gefunden. Als ich nach einigen Stunden Verweilens fort gieng, weinte sie so, daß ich selbst mich der

Thränen nicht erwehrte. Es war auch ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Als ich die Stadt verließ, wehte ein rauher, scharfer Wind, so daß der Staub auf der Landstraße hoch aufwirbelte. Ich hatte nur ein einziges Paar Stiefel und auch dieses war dem Zustande der Hülfsbedürftigkeit nicht mehr ferne, da ich nicht wissen konnte, wie lange ich zu reisen hatte, bis ich Arbeit fand, so wollte ich sie schonen und zog sie daher aus. Aber da ging mirs schlecht, der Wind hatte den Staub weggeweht und nun lagen die kleinen Kieskörner wie Erbsen auf dem Wege, auf welchem ich barfuß dahin humpelte. Ich muß ziemlich elend einher gegangen sein, denn als ich eine Strecke in der Richtung gen Coburg fortgetrottet war, rief mich ein schwarzgekleideter Herr, der mir begegnete, mitleidig zu sich heran und schenkte mir einen Groschen. Nun dachte ich, fließt dir der Segen so unerbeten zu, so ist wohl die rechte Zeit, mit dem Fechten wieder activ vorzugehen. Und richtig nahm ich den ersten Bauer, der mir in den Weg kam, heldenmüthig aufs Korn. „Ach, Bürschlein, sagte er, habe nichts; doch wart' ...“ Damit zog er ein Stück gedörrten Rindfleisches aus der Tasche, das er brüderlich mit mir theilte. Ich wette, lieber Leser, dir schmeckt mein gedörrtes Rindfleisch nicht so gut, als mir es damals zu meinem Stück Bettelbrod schmeckte, und ich will dann versuchen, dir's ein wenig schmackhafter herzurichten, indem ich ein königliches Siegel darauf drücke. Denk' ein wenig nach: Verdankt der König sein gedörrtes Rindfleisch, und was er etwa dazu ißt, nicht auch den Bauern? Und spricht er sie zwar nicht direkt drum an auf der Landstraße, so doch indirekt auf dem Landtage, und der Landtag schreibt ihm noch dazu auf ein Haar den Umfang und die Schwere des Rindfleisches vor, das er vom Schinken des Bauern herunterschneiden darf.

Doch ich will nicht weiter mit Königen mich vergleichen, zumal ich auf der Landstraße bald drei wirkliche einholte, die heiligen drei Könige zwar nicht, aber doch drei unheilige, und alte Bekannte waren's, von Erlangen her, nemlich der Geiger und die zwei Nagelschmiede. Sie schienen nicht bloß Könige, sondern die Götter der Erde zu sein, erhaben über allen irdischen Krimskrams und unverwundbar für alle Stiche des Schicksals, der Sorge und des Gewissens. Weder drückte sie eine moralische Last, noch irgend eine andere; der Geiger trug in einer zusammengerollten blauen Schürze, an einem über die Schultern geschlungenen Bindfaden, seine ganze Habe; von den Nagelschmieden hatte der eine zwar ein Felleisen, aber er trug nicht schwer daran, denn nichts war darin als Heu, womit er symbolisch andeuten wollte nicht etwa seine Verwandtschaft mit dem lieben Vieh — das Vieh hätte protestirt —, sondern daß er sich Geld wünsche wie Heu. Der reichste war jedoch der andere Nagelschmied, der unterm Arm nichts Geringeres trug, als einen Berliner Koffer, und ich will auch sagen, wie der beschaffen ist, nemlich besteht er aus einem zusammengebundenen Sacktuch, das aber ungewaschen ist und auch nicht von Batist, und einem Inhalte, der den Werth des Sacktuches nicht ganz erreicht. Die drei unterhielten sich damit, daß jeder zu beweisen suchte, der andere sei doch ein rechter Lump, und schließlich behielt jeder recht. Auch ich schien ihnen würdig, von der Gesellschaft zu sein, da ich doch schon in den Barfüßerwandel getreten war.

So in lustigen Gesprächen dahin schlendernd, hörten wir uns entgegen einen Wagen daher rollen, oder wir hörten ihn vielmehr nicht rollen vor dem Schießen, Musiciren und Jauchzen, das von dem laubgeschmückten Fahrzeuge herüber schallte. „Hurrah, eine Bauernhochzeit!" riefen die unheiligen drei, „da blüht uns ein schöner Weizen,"

Und der eine Nagelschmied kommandirte: „Flink ans Geschäft, Brüder! du links, du rechts, und den Hut offen hingehalten, daß nichts über Bord fällt.“ Der Wagen kam heran, ich sprang wie ein Reh neben ihm her, mochten die Steine noch so unsanft meine Füße kitzeln, und die Kreuzer und Groschen flogen, daß es in den Hüten rasselte, wie Hagelwetter. Richtig brachten wir in Allem ein Kapital von 36 kr. zusammen, „und das wird versoffen!“ schallte es im einstimmigen Chor, „ist es doch unsere verdammte Schuldigkeit, das Brautpaar leben zu lassen.“ Und vorwärts ging's in raschem Trabe, eine Viertelstunde lang, da zeigte sich ein Felsenkeller. — „Halt!“ donnerte der Seiler, „da hinein!“ Natürlich wurde getrunken, bis der letzte Heller verzecht war.

Wir trollten weiter bis gegen Sonnenuntergang, dann ließen wir uns zum Ausruhen nieder auf einen rasenbewachsenen Hügel, der eine reizende Aussicht bot auf die in leichten Duft gehüllte und von den letzten Sonnenstrahlen purpurn und golden übersponnene Landschaft, auf der einen Seite das Kloster Banz, auf der andern die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, unten im Thale das dumpfe Brausen des Mains. Ich hörte nicht auf das Rauderwälsch der Vagabunden, sondern blickte träumerisch hinaus in die dämmerige Ferne und fühlte mich tief bewegt, als plötzlich vom nächsten Kirchthurme das Geläut zum Ave ertönte und in weithin hallenden Klängen die Ruhe des Abends verkündete. Als der letzte Laut verklungen war, erhoben wir uns und giengen zum Städtchen Staffelstein, dort zu übernachten. Wir schliefen auf einen Lager von Stroh vortrefflich bis zum grauenden Morgen. „Auf!“ schrie da der Hausknecht, „die Streu muß hinaus!“ Wer nicht hurtig aufsprang, den faßte er am Bein und zog ihn von dem Lotterbette herab, daß

er auf den nackten Fußboden zu liegen kam, und da verstand sich das Aufstehen von selbst.

Wir machten uns rasch auf den Wege, um bald wieder in Gottes freier Natur zu sein. Der Morgen war so schön, wie ich kaum einen anderen erlebt habe. Alles grünte und duftete in vollster Frische, die Wiesen trugen ihr reichstes Festgewand buntgestickt und mit blitzenden Perlen besät, der Morgenwind strich mit linden Gesäusel über das wogende Grün der Saatfelder, und die Lerche schien in der Höhe zu jauchzen: Wie ist die Welt doch so schön, so schön, so schön! Rings erblickte man geschäftige Landleute, auch wohl einen und den andern, der, auf seine Haue gestützt, zum heitern Himmel schweigend empor schaute, oder auf der Landstraße die lustigen Wanderer betrachtete, die unbekümmert dahin schlenderten und trotz leichtesten Gepäcks in diesem Augenblick sich die reichsten der Erde dünkten.

Der Nagelschmied mit dem Berliner Koffer war der lustigste von allen, er warf beständig sein Bündelchen in die Luft, um es gleich einem Ball wieder aufzufangen und jauchzte dazu im tollsten Uebermuth. Endlich rief er: „Jetzt wird eins gesungen, ich stimme an und ihr singt tüchtig den Chor mit.“ Das war uns recht und er begann:

Zu Straßburg auf der Brücke
Gab mir mein Schatz ein'n Brief,
Darinnen steht geschrieben,
Juja, juja schrieben:
Der Winter ist vor der Thür.

Der Winter ist gekommen,
Die Meister werden stolz,
Sie sprechen zum Gesellen,
Juja, juja Gesellen:
Geh' naus, hack mir das Holz.

Doch hack' es nicht zu groß,
Und hack' es nicht zu klein,
Dann kannst du diesen Winter,
Juja, juja Winter,
Mein treuer Geselle sein.

Das Frühjahr ist gekommen,
Die Gesellen werden frisch,
Sie nehmen Stock und Degen,
Juja, juja Degen,
Und treten vor's Meisters Tisch.

Herr Meister, wir woll'n rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit,
Ihr habt mich diesen Winter,
Juja, juja Winter,
Mit sauern Kraut gespeist.

Geselle, willst du bleiben.
Zehn Thaler leih' ich dir,
Fünf sollst du nur bezahlen,
Juja, juja zahlen,
Und fünfe schenk ich dir.

Ist dir das Brod zu schwarze,
So laß ichs backen weiß,
Ist dir das Bett zu kleine,
Juja, juja kleine,
So schlaf bei meinem Weib.

Bei der Meisterin zu schlafen,
Ist kein Gesellenbrauch,
Viel lieber bei der Tochter,
Juja, juja Tochter,
— — — — — —.

Bei der Meisterstochter zu schlafen,
Ist kein Gesellenbrauch,
Da nimm dein Stock und Degen,
Juja, juja Degen,
Marschier zum Thor hinaus.

So oft das Juja erscholl, warf der Nagelschmied sein Bündel in die Luft und jauchzte hell auf, daß die Bauern zu einander sagten: „Da schau, die habens besser als wir.“ Ich wanderte mit den lustigen Gesellen bis Lichtenfels, wo wir von einander schieden. „Geh' nicht von uns,“ baten sie mich, „du taugst, 's ist schad', daß wir dich verlieren,“ aber ich ließ mich nicht länger halten und gieng einsam meines Weges. Die Schule in die ich bei ihnen gegangen war, hätte mir auf die Länge doch verderblich werden können.

Ich langte in Coburg an, ohne weiter Bedeutendes erlebt zu haben, als ein unerhörtes Gewitter, das mich im Walde überraschte, und — ein gutes Mittagessen, das mir von Leuten gereicht wurde, deren Sohn erst vor einer Stunde aus der Fremde zurückgekehrt war. Sonst mußte ich in der Regel mit Bier und einem Stück Brod mich begnügen. Gegen Abend kam ich an, gieng auf meine Herberge, holte mein Geschenk und vernahm dabei, daß hier Arbeit zu treffen sei. Ich eilte sofort zu dem mir bezeichneten Meister, und er sagte mir wirklich Arbeit zu, die am nächsten Morgen anzutreten war.

Aber nun war Holland in Noth. Ich hätte die Arbeit kaum begonnen, als ich so recht mit der Nase darauf stieß, wie armselig es um meine Kenntnisse und Fertigkeit eigentlich bestellt war. Die Woche vergieng, und bange sah ich dem Sonntag entgegen, zumal ich schon munkeln hörte, daß ich nicht zu gebrauchen sei. Die Arbeit war freilich eine andere als in Fürth; hier sollte ich selbstständig etwas angefangnes vollenden, während dort einer dem andern in die Hand arbeitete. Der Sonntag kam (es war gerade Pfingsten), der Meister sagte mir mit kurzen Worten, daß ich ihm nicht tauge, gab mir die Entlassung, und statt allen Lohnes zum Abschiede noch den guten Rath: Wer nichts kann, möge

zu Hause bleiben. Am zweiten Pfingstfeiertag verließ ich Coburg nicht in der rosigsten Laune und gieng wieder barfüßig einher, bei so geringer Aussicht auf baldige Stiefelbesserung. In Rodbach, wo ich übernachtete, weckte mich am frühen Morgen ein lieblich klingender Gesang. Neugierig zum Fenster hinaus schauend, erblickte ich eine Anzahl Schüler in schwarzen Mänteln, welche geistliche Lieder sangen, ein Zeichen, daß ich in Luthers Heimath angelangt war. Weiter gieng ich über Hildburghausen, ohne Geld, gezwungen fortwährend hungernd, in trostloser Stimmung. Doch fühlte ich mich etwas gehoben, als ich nach einer in Schleusingen verbrachten Nacht ein prachtvolles Thal betrat, mit pochenden Eisenhämmern und glühenden Hochöfen, und dann der Thüringer Wald seine dunklen Schatten über mich warf. An manchen Stellen war kaum durchzukommen, so gedrängt standen die Bäume, und so still und einsam war's im Walde, daß mir auf 4 Stunden Weges keine Menschenseele begegnete; nur Vogelgesang und die Schläge der Holzaxt unterbrachen das Schweigen. Aber ich bevölkerte den Wald mit den Bildern des Leiermanns und schrak zusammen, so oft ein Wild vorüberhuschte.

Gegen Mittag erreichte ich das Dorf Frauenwald, und hungrig wie ich war, suchte ich es von Haus zu Haus gründlich durch. Obwohl die aus Steinbrocken aufgeführte Kirche und die darunter einem Bretterdach, statt in einem Thurme aufgehängten Glocken von keinem großen Reichthum zeugten, so ließ mich doch kein Haus unbeschenkt, bis auf eines, das am Ende des Dorfes stand und noch neu aussah. Hier herrschte mich eine Männerstimme an: „Wer hat ihm das Fechten erlaubt?“ und weil ich zufällig einen Säbel an der Wand blinken sah, so merkte ich, was die Glocke geschlagen. Der Bettelvogt! Ich lief, was ich laufen konnte, ohne jedoch

mit dem Schrecken davon. Nach einigen Stunden als ich eben meinen Wegweiser studirte, um die Straße nach Ilmenau auszukundschaften, rauscht plötzlich etwas neben mir in den Büschen, ich denke an Räuber, ziehe mein Taschenmesser, und hervortritt — ein alter Leineweber, der, wie er sagte, eine fertige Arbeit nach Suhl trug, mir freundlich den Weg zeigte und glückliche Reise wünschte.

Die Luft war drückend schwül und nur dann und wann wehte mir der Wald, wie leise aufathmend, sanfte Kühlung zu. Stiller und stiller wurde es, der Gesang der Vögel verstummte, bange Ahnung schwebte über der schweigenden Natur. Die Wolken ballten sich immer düsterer zusammen, wandelten sich in wunderliche Riesengestalten und schauten mit finster drohenden Mienen herab auf die bange Erde. Allmählig begann ein Flüstern in den Bäumen, dann ein Rauschen und Aechzen, stärker und immer stärker erhob sich der Wind und brauste endlich tobend einher, als wollte er die riesigen Tannen und Fichtenstämme wie Halme zerknicken. Mir war dabei so feierlich zu Muthe, wie noch nie in einer Kirche. Dazu rollte der Donner und zuckten die Blitze, bis in einzelnen großen Tropfen die Wolken sich entluden. Der ganze Himmel überzog sich mit einem unheimlichen Bleigrau, und schüttete dann in vollen Strömen den Regen zur durstigen Erde. Ich suchte mich unterzustellen, aber weil es kein Ende zu nehmen schien, so dachte ich, „wie Gott will" und schritt rüstig vorwärts. Der Waldweg wurde fast bodenlos, große Wasserlachen hatte ich zu durchwaten; doch endlich lichtete sich der Wald, ich erblickte in der Ferne zwei Häuser, umgeben von grünenden Feldern und Wiesen, die wiederum rings von Wald eingeschlossen waren.

Ich gieng darauf zu und stellte mich, völlig durchnäßt, unter einen Vorbau am Hause. Nicht lange, so trat ein

alter, kräftiger Mann mit gebräuntem Antlitz aus der Thüre und lud mich freundlich ein, zu ihm in die Stube zu kommen. Als ich eintrat, war mir anfangs nicht ganz heimlich. Gewehre hingen an den Wänden und 3 bis 4 Hunde sprangen mir bellend entgegen, die der Alte jedoch mit einem Winke beruhigte. Er forderte mich auf, meine Kleider auszuziehen und am geheizten Ofen zu trocknen, brachte Milch und Brod und fragte, was für ein Handwerk ich gelernt und wo ich zu Hause sei. Als ich ihm Nürnberg und meine Drechslerprofession nannte, zeigte sich ein freundliches Lächeln auf seinem Gesicht und er erzählte mir, daß ein unlängst gestorbener Sohn von ihm längere Zeit in Nürnberg gewesen und ihm ein Pfeifenrohr, das er vorwies, einst von dort mitgebracht habe. Wir verloren uns in immer vertrautern Gespräche, während der Regen fortwährend in Strömen niederrauschte. Der Alte machte mir das Anerbieten, in seinem Hause über Nacht zu bleiben; seine Frau und Tochter, welche Eier und Butter zum Verkaufe nach Ilmenau getragen, würden auch bald kommen. Ich willigte vergnügt ein und that auf seinen Wunsch, als wäre ich daheim. Ganz durchnäßt kamen Frau und Tochter an, denen er mich gleich als Gast vorstellte und die mich eben so freundlich aufnahmen, wie der Alte. Die Tochter vielleicht 21 Jahre zählend, gefiel mir, und die Thüringer Volkstracht kleidete sie allerliebst. Nach einem einfachen Abendessen plauderten wir beim Schein der Lampe noch eine Weile zusammen. Ich fragte, ob ihnen hier in der Einsamkeit die Zeit nicht lang werde. Da hub der Alte mit einer Begeisterung von seinem Walde zu reden an, die ich wahrlich nicht erwartet hatte. „Ja," sagte er, „wenn man so in der Frühe hinaus geht und es duften Kräuter und Blumen, auf allen Zweigen schlagen die Finken, ein Hase huscht vorüber oder ein Reh,

und die Büsche und Bäume glitzern vom Morgenthau; da athmet man so frei und frisch, daß die Leute draußen in den Städten uns darum beneiden dürften. Schon seit zehn Jahren bin ich nicht mehr aus unserm Walde herausgekommen, trage auch kein sonderliches Verlangen, zu erfahren, was draußen in der Welt vorgeht, und käme nicht hin und wieder ein Handwerksbursche, der mir von dem Treiben draußen erzählte, so wüßte ich kaum, daß jenseit des Waldes noch Menschen sind. Was wir zum Leben brauchen, haben wir zur Genüge, wir bauen unser Getreide, unsere Kartoffel und schlachten Schweine, und brauchen wir Geld, so tragen meine Weibsleute den Ueberfluß in die Stadt, wo alles schnell an den Mann gebracht ist. Hab' ich Zeit, so geh' ich auf die Jagd, und alle drei oder vier Wochen nach Frauenwald in die Kirche; denn es sind zwei tüchtige Stunden dahin und ich bin schon ein Sechziger, da ist mir der Gang etwas beschwerlich. Ich fragte, ob keine Gefahr sei, daß man in dem düstern Walde angefallen werde. Er lachte hellauf und sagte, so lange er zurück denken könne, sei keinem Menschen hier ein Leides geschehen. Ich erzählte dann meinerseits von Nürnberg und andern Städten und Menschen, die ich gesehen und kennen gelernt, und man hörte mir aufmerksam zu. Der Abend vergieng uns so schnell, daß es herum war, eh' wir es dachten. Man bereitete mir ein Strohlager in der Stube, worauf ich so trefflich schlief, wie früher im Hause meiner Mutter. Am folgenden Morgen ließ man mich nicht gehen, bevor ich mitgefrühstückt hatte, und gab mir noch Brod und Rauchfleisch mit auf den Weg. Als ich mich dankend verabschiedete, meinte der Alte: ich habe ihm gefallen, und wenn ich einmal wieder durch den Wald käme, solle ich seinem Hause nicht vorbeigehen, ich werde immer willkommen sein. Ich nahm aus dem gastli-

samen, gastfreien Wirthshause und seiner Bewohner herzlichem Benehmen einen Eindruck mit, der für mein ganzes Leben dauern wird.

In Ilmenau sagte mir der Wirth, bei dem ich einkehrte, der Bürgermeister werde mir einen Sechser Stadtgeschenk auszahlen. Im Selbstgefühle meines künftigen Reichthums ließ ich mir alsbald eine Portion Wurst geben, und was schenkt mir hernach der Herr Bürgermeister im Namen der Stadt Ilmenau? Ganze sechs Pfennige, denn hier war man nicht mehr im Kreuzerlande. Sechs Pfennige Stadtgeschenk! Wie konnte man zum Fechten besser aufmuntern? In der Herberge traf ich bei meiner Rückkehr abermals einen alten Stromer, der schon 56 Jahre auf dem Rücken haben konnte. Es ergab sich, daß er auch Baier war, ein Rheinpfälzer, „und weil wir dann Landsleute sind,“ rief er, „so müssen wir Brüderschaft machen.“ Er stieß mit seinem Schnapsglase an, und der heilige Bund war geschlossen. Ich erzählte ihm von meinem Mißgeschick in Coburg und er schalt: „Dummer Kerl, was brauchst du einen Krauterer (Arbeitgeber)! Geh' mit mir, und du sollst nicht weniger verdienen,“ (durch Fechten, meinte er.) Es bedurfte keiner großen Ueberredungsgabe bei mir, denn das Coburger Erlebniß hatte mir einige Scheu vor der Arbeit eingeflößt. Bei der Berichtigung der Zeche zog er einen Beutel so voll kleiner Münze hervor, daß ich ihn unwillkührlich anstaunte. „Ja, ja,“ äußerte er geschmeichelt, „vor mir haben die Krauterer gute Ruh; meine Bezugsquellen sind weit ergiebiger und zugleich bequemerer Natur.“ Auf Befragen erfuhr ich, daß er seines Zeichens ein Tuchmacher, lange englischer Seesoldat gewesen war, und in seiner Vaterstadt — Speyer vergebens den Versuch gemacht habe, sein Geschäft mit gutem Fortgange zu betreiben.

Desto besser gelang das Fechtgeschäft, das wir jetzt in Compagnie mit Glanz in Uebung setzten. Ich für mein Theil, ohne mich zum edlen Räuberthum aufzuschwingen, hatte es doch zu einem Wegelagerer gebracht. Auf der Landstraße war ich in meinem Elemente, mit den Chaisen und Postwägen verstand ich umzuspringen, mit zäher Ausdauer lief ich neben denselben her, barfuß über Kies und Steine, und setzte den fahrenden auf die Brust — zwar weder Dolche, noch Pistolen, aber doch meinen Hut, und der übte nicht minder Gewalt, brachte ganze Equipagen zum Stehen, und ich erinnere mich, daß einmal zwei Damen den Kutscher ausschalten, daß er nicht gleich hielt, da er doch den vorgestreckten Hut sah, und ein Viergroschenstück war der Lohn meiner Beharrlichkeit.

Mein Stromer war Meister seines Faches nicht allein, sondern auch ein großer Sprachenkenner, verstand Englisch, Französisch und Rothwälsch, und hätte ich nur länger bei ihm ausgehalten, so würde ich in kurzer Zeit mehr von ihm gelernt haben, als ich während so vieler Jahre in der Schule zu lernen Gelegenheit hatte. Schon in einigen Tagen machte ich Fortschritte, ich wußte bald, daß der Hut Obermann, der Rock Mallwisch, die Hose Wettling, die Weste Kreuzspanner, die Stiefel Trittling und das Hemd die Staude genannt wurde. Zall war ein Kreuzer, Bauscher ein Pfennig, Bauver Sechskreuzerstück, Bachun ein Dreikreuzerstück, Zwickel zwei Pfennige, Kafftolleser ein Vierundzwanziger. Den Bauern nannte mein Sprachmeister Kaffer, den Schullehrer Plauderer, den Pfarrer Gallach, den Polizeidiener Butz, den Gensdarm Schukker, die Herberge Burgomblum, den Herbergsvater Bos, die Köchin und Kellnerin Deppelschicks, das Brod den Lächam u. s. w.

Vierzehn Tage lang durchstreifte ich mit ihm die Gegend

von Arnstädt, Apolda, Ohrdruff rc., und zwar in aller Gemächlichkeit, da wir den Tag über selten mehr als zwei bis drei Stunden Weges machten. Das ist die Art der Stromer, die, ewig wandernd, nicht gern schnell an Ort und Stelle kommen, weil sie das Visiren scheuen und gern jedem Hause die Ehre ihres Besuches schenken und die Tugend des Wohlthuns bei keinem ihrer Nächsten möchten außer Uebung kommen lassen. Er verstand es meisterhaft, die Neigung zum Geben zu wecken, und wie durch Zauber floß uns Alles zu, was wir zu des Leibes Nahrung und Nothdurft brauchten, sogar Rauch- und Schnupftaback, obschon nicht von der wohlriechensten Sorte. Saßen wir Abends auf der Herberge oder in einer Dorfschenke beisammen und der edle Schnapps (Bier führte ihm zu wenig Geist) begann bei ihm zu wirken, so wurde er lustig, schwenkte seinen verwitterten Hut, hob das Gläschen in die Höhe und summte sein Leiblied, welches also lautete:

Kunde, du mußt nicht verzagen, heirasa!
Hat dich auch der Butz beim Kragen, heirasa!
Kunde, du mußt feste steh'n,
Darfst nicht von der Schmiere geh'n.

Und wenn der Butz steht auf der Wacht, heirasa!
Da wird das Mockum durchgemacht, heirasa!
Und ist das Mockum noch so klein,
So müssens doch drei Bauver sein.

Der Gallach richt' ein Ständchen her, heirasa!
Weil kommt ein dufter Kund' daher, heirasa!
Der käschpert mit der Deppelschicks
Und der Gallach der weiß nix.

Und ist der Plauderer nicht zu Haus, heirasa!
So steckt sei Kroni ein' Bachum raus, heirasa!
Auf der Burgamolum wirds verkahlt,
Auf ein doppeltes Kassen Kiß.

Ich marschirte oft in Stürmen und Regen, heirassa!
Bin oft auch auf der Straße g'legen, heirassa!
Dann kam der Schukker mit grasgrün Tuch
Und fordert gleich mein Wanderbuch.

Doch darfst Kunde du nicht verzagen, heirassa!
Und hat dich auch der Butz beim Kragen, heirassa!
Du mußt nur immer feste steh'n
Und darfst nicht von der Schmiere geh'n.

In dem kleinen Orte Remda, wo wir Nachtquartier hielten, fand sich eine der ausgewähltesten Gesellschaften zusammen: ein Orgeldreher und Mordgeschichtenerklärer mit seiner Geliebten, einer sonnverbrannten Philomele, ein alter Jude mit seiner Frau, die einen Polichinell-Kasten führten, ferner ein alter Schustergesell à la Knieriem, der Tuchmacher und ich, der letztere kaum würdig, in so edlem Bunde der siebente zu sein. Wir lagerten allesammt auf Stroh, das jüdische Ehepaar in überseligem Zustande, ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit, in einem unerhörten Reichthum von Schimpfwörtern Luft machend. Nein, das war mir doch zu bunt, ich gelobte mir, sobald wie möglich des alten Stromers mich zu entledigen. Allerdings war an Nothleiden nicht zu denken, so lange ich mit ihm umherstreifte, ja, mir war von dem neuen „Verdienst" sogar mehr als anderthalb Thaler übrig geblieben, die ich mir in so kurzer Zeit nirgends erdrechselt hätte; aber es war mir noch zu lebhaft im Gedächtniß, daß ich zu anderen Zwecken in die Fremde gieng. In Rudolstadt giengen wir von einander in verschiedene Herbergen, und der Alte bestellte mich zwar auf den andern Tag zu bestimmter Stunde vor ein bestimmtes Stadtthor; allein ich hielt für gut, nicht Wort zu halten. Den Nachmittag unserer Ankunft benutzte ich zu einem Spaziergange in den Anlagen beim Schießplatz und zur

Besichtigung des Schloßes. Aber was half mir das Sehen hier wie anderswo? Die nöthige Vorbildung fehlte mir. Wie viel mehr hätte ich gesehen und mit wie viel größerem Nutzen, wenn es in meiner Jugend um die Schulen anders bestellt gewesen wäre! So, darf ich wohl sagen, war ich um den schönsten Theil meines Lebens betrogen, dem Katechismus und Gesangbuch zu Liebe.

Des andern Morgens schlug ich eine Richtung ein, von der ich wußte, daß der Stromer sie nicht wählte. Ich gieng dem alten, auf felsiger Anhöhe belegenen Städtchen Orlamunda zu, wo ich im Rathskeller übernachtete, und zwar in einem Stübchen, welches an den Rathhaussaal stieß, und da die Thüre ausgehängt war, so schaute ich hinein in das weite Gemach. Portraits aus vergangenen Jahrhunderten blinzelten mich an im Mondscheine, der Wind pochte an die runden Fensterscheiben, daß sie unheimlich klirrten, und die gemalten Gesichter starrten mich immer gespenstischer an — husch! war ich unter der Bettdecke und bald in den Armen des Schlafs. Als ich am Morgen mein Geschenk holte, erklärte sich eine Wittwe bereit, mich als Werkführer anzunehmen, aber ich traute meiner Fähigkeit nicht und kehrte dem Antrage seufzend den Rücken. Die freundliche Rathswirthin ließ mich übrigens zechfrei ausgehen.

Es war Sonntag, überall kamen mir geputzte Menschen entgegen die in die Kirche gingen, nur ich kannte keinen Sonntag, bei mir war immer ein Tag wie der andere. Gar oft überkam mich ein eigenthümliches Gefühl, wenn das Geläute rings von den Dorfkirchen erschallte und ich so zwischen Felder und Wiesen mit meinem Bündel einher schritt immer wieder andere Gesichter sah, aber keines, das ich kannte. Früher schon, als ich mit meinem Stromer ging, habe ich es oft schwer empfunden, wenn Abends die Sonne

niedersank, die Felder und Wiesen allmählig leer wurden, die blökenden Heerden ihre Ställe aufsuchten und dann das Gebetläuten ertönte, so daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte. Da dachte ich dann an meine Mutter, wie sie mich wird in ihr Gebet einschließen und hätte nur den einen Wunsch, daß sich bald ein Meister findet der mich behält und bei dem ich etwas lernen könnte.

Ich gieng über Kahla, der stattlichen Leuchtenburg vorbei, die mit Floßholz bedeckte Saale entlang, und weiter nach Jena. Hier fand ich auf der Herberge einen überlustigen Bäckergesellen, der aus Polen kam, wo er bei der Revolution thätig gewesen war, und noch Soldatenhosen und die polnische Mütze trug. Er gieng beständig in der Stube auf und ab, tollte und lachte und rief: „Hei, was wird mein Vater sagen, komm' ich nach Hause und er sieht, daß ich über Tausende zu kommandieren habe." Dabei fingerte er verdächtig an sich herum, als wollte er seine Tausende vom allzu großen Blutdurst abhalten. Ich fragte ihn nach der Beschäftigung seines Vaters. „Bäcker ist er, hat aber den Schlüssel zur Mehlkammer verloren", erwiderte er mit hellem Lachen. Meine Angst, ich möchte das Lager mit ihm theilen müssen, war überflüßig, er mußte im Stalle campieren.

Der folgende Tag brachte mir Arbeit, aber kaum wußte ich, ob ich mich mehr darüber freuen oder betrüben sollte. Die Meistersleute waren artig, schienen wohlhabend, hatten einen schönen Laden, Alles sah anständig aus und — aber das beklemmte mir die Brust — auch recht hübsche Arbeiten wurden bei ihnen gemacht. Damit sollte ich nun ganz allein fertig werden, da der Meister hinlänglich mit dem Verkaufe zu thun hatte. Es war eben die Glanzperiode der Pfeifen, und fast alle Studenten kauften bei ihm. Ach, schon in den

ersten Tagen fand ich, daß hier nicht meines Bleibens sein werde. Alles, was mir vorgelegt wurde, machte ich verkehrt.

In halber Verzweiflung gieng ich eines Abends um die Stadt spazieren. Als es zu dunkeln begann, loderten plötzlich auf allen umliegenden Bergen mächtige Feuer empor. Ein alter Mann, der sich zu mir gesellte, erklärte mir, das seien die Johannisfeuer, die nach uraltem Brauche an diesem Abende angezündet würden; auch wußte er mir viel von der unseligen Schlacht zu erzählen, die 1806 hier geschlagen wurde.

Wieder allein, gab ich mich von neuem den trübseligsten Gedanken hin und gieng aufs Gerathewohl feldeinwärts in die dunstige Nacht hinaus, des Weges nicht achtend. Auf einmal stand ich am Ufer der Saale, seufzend ließ ich mich nieder, dachte ernstlich über mein Schicksal nach, und überwältigt von dem trostlosen Gedanken an die Zukunft, wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich mich herzhaft ausweinte. Aber das erleichterte mich kaum, düstere Gedanken fuhren durch meine Seele, ich wünschte mir den Tod. Da ertönte lustiger Gesang, den spät heimkehrende Studenten anstimmten. Ich athmete auf, die Lebenslust begann sich wieder zu regen, und langsam kehrte ich zur Stadt zurück, wo ich um Mitternacht anlangte. Der Meister schloß mir selbst die Hausthüre auf, und fragte mich so theilnehmend, wo ich gewesen, daß er mir offenbar etwas angesehen hatte.

Ich arbeitete fleißig und gab mir alle Mühe, aber ich vermocht nun einmal keine Arbeit zu liefern, wie der Meister sie wollte und mit Recht verlangen konnte. So giengen die vierzehn Tage herum, die gewöhnlich für Meister und Gesellen als Probezeit gelten. Der Meister ließ mich zu sich rufen, gab mir einen Thaler für die vierzehntägige Arbeit und erklärte mir mit aller Schonung, daß er be-

bauere, mich nicht behalten zu können. Da ich nichts Besseres erwartet hatte, so fügte ich mich in mein Schicksal.

Nachmittags traf ich mit einigen Bekannten zusammen, die mich zu einem Spaziergange einluden, und einer derselben, ein Schustergeselle, bot sich mir im Voraus zum künftigen Reisegefährten an. Wir ließen uns über die Saale setzen und giengen zum Dorfe Zwätzen, wo der Jungfernntanz gehalten wurde. Dieses Fest fand hier alle Jahr statt und hatte sich eines starken Besuches zu erfreuen. Der Tanz, unter einer alten Linde ausgeführt, wurde von den Mädchen des Dorfes veranstaltet, welche dabei die Männer spielen, zum Tanze auffordern, zu trinken geben und sogar die Musik bezahlen. Wir fanden rings um den Tanzplatz, auf Bänken sitzend, Großväter, Großmütter, Eltern und Kinder versammelt, während die Töchter geschäftig ihrer Rolle oblagen. Da sah man Bürger, Bauern, Studenten und Handwerksgesellen, Städterinnen und Landmädchen. Alles tummelte sich bunt durcheinander und tanzte lustig nach dem Takte der Musik, die aus einer Laube gellend herübertönte. Sieh' da! ein schlankes, schwarzbraunes Bauernmädchen kam auf mich zu und forderte mich zum Tanze auf. Ich versicherte, daß ich von dieser edlen Kunst nichts verstehe; allein sie achtete nicht darauf und schleppte mich nolens volens unter die Linde. Wir stellten uns an, der Tanz begann, aber ich wußte nichts von Walzer noch Galoppade und trampelte nur so mit herum, etwa wie einer, der Sauerkraut eintritt. Meine Kameraden lachten, ich verlor alle Fassung und zuletzt auch noch den Hut. Ich bücke mich darnach, drei bis vier Paar stolpern und stürzen über mich hinüber, und hurrah, hopp! der ganze Tanzplatz in Rumor. Das Mädchen mochte bald ihren Irrthum eingesehen haben, allein sie hielt aus bis zum Ende der Tour. Dann brachte

sie mir einen großen Krug voll Bier, hieß mich trinken und führte mich für den nächsten Tanz einer Städterin zu. Diese machte weniger Umstände, entschuldigte sich kurz, daß sie mit mir nicht fortkomme, und ließ mich stehen. Unglücklicher Mensch, der ich war! Ueberall, wo es zu drehen galt, kam ich schlecht weg; ich taugte an der Drehbank nichts und drehte mich schlecht auf dem Tanzplatz. Ich war nur froh, daß sich kein Mädchen weiter an mich wagte, und verbrachte schließlich mit meinen Kameraden noch einen recht lustigen Abend.

Am folgenden Morgen holte mich der Schuster ab, ich warf alle Sorge in den Wind und fröhlich und wohlgemuth wanderten wir zum Thore hinaus. Auf der Höhe angelangt, wo der alte Fuchsthurm steht, sangen wir hell und frisch ins Thal hinunter:

Hab' ich kein' Kreuzer Geld in meiner Tasche,
Hab' ich doch Gluck, Gluck, Gluck, in meiner Flasche,
In Luft, Luft, lebe ich, in Luft, Luft, schwebe ich,
Und wer in Luft, Luft lebt, der ist mein Bruder.

Hat mich kein Meister lieb, so läßt er's bleiben;
Wer weiß ob mirs gefällt, bei ihm zu bleiben.
In Luft — — — — — — — — — —

Hat mich kein Mädchen lieb, so läßt sie's bleiben;
Wer weiß, wo mich der Wind noch wird hintreiben.
In Luft — — — — — — — — — — —

Dabei pfiff der Morgenwind uns so frisch um die Ohren und das Wandern ging so prächtig von statten, daß kein Kummer weiter aufkommen konnte. Mit meinem Schuster kam ich ganz gut aus, nur hatte er die Grille, für einen schwarzen Frack zu schwärmen, zu dem er schon seit drei Monaten das Tuch in seinem Felleisen herumschleppte, ohne noch das Macherlohn erschwingen zu können. In Jena

gefiele ihm nicht, sagte er, allein ich denke, er war ein Künstler meines Schlages und gefiel den Meisten nicht. So oft wir ausruhten, öffnete er sein Bündel, holte das Fracktuch hervor, betrachtete es liebäugelnd und ergab sich im Chausseegraben schwärmerischen Phantasien über den neuen Anzug. Er wollte sich eine schwefelgelbe Weste und eine weiße Hose dazu machen lassen, und das dünkte ihm das Schönste, was es auf der Welt geben könne. Dann wurde das Tuch gegen die Sonne gehalten und der Glanz sowohl als die feine Wolle bewundert, zugleich aber auch berechnet, was das Macherlohn nebst den Zuthaten etwa kosten möge. Ach! da stieß der Arme tiefe Seufzer aus und meinte, die Ewigkeit sei doch nicht so lang, als die Zeit, bis er das Alles verdient haben werde.

Ich gieng wieder barfuß, um meinen schwächlichen Stiefeln nicht weh zu thun, wofür die Füße auf dem holprichten, ausgetrockneten Thonboden um so mehr zu leiden hatten. Als gegen Mittag der Hunger sich meldete, schickten wir uns zum Fechten an, wobei ich den etwas zimperlichen Schuster ins Schlepptau nehmen mußte. Wir giengen zu einem Bauernhofe, ein ältlicher Mann trat uns entgegen, der uns auf meine Anrede grimmig anschaute und mit sehr verständlicher Geberde einen Prügel zur Hand nahm. Nach einem solchen Tractament nicht begierig, kürzten wir unsern dortigen Aufenthalt möglichst ab. Im nächsten Hause, wo wir das Begegniß mittheilten, erhielten wir die Aufklärung, vor einigen Tagen sei einer Enkelin des Mannes durch einen Handwerksburschen das Halstuch gestohlen worden, und seitdem stünde dort für jeden Fechtbruder eine warme Prügelsuppe bereit. So macht ein Spitzbube oft mehr schlimm, als hundert Ehrliche gut machen.

Im Städtchen Eisenberg wollte ich mein Nachtquartier

aufschlagen, aber der Schuster bewog mich, aus Sparsamkeitsgründen lieber zum nächsten Dorf zu gehen. Hier wurde ein Bauer um Milch angesprochen, und weil die Frau eben gebuttert hatte, so erhielten wir einen großen Kübel voll Buttermilch. Der Schuster trank wie ein Kameel, das sich auf eine Reise durch die Wüste Sahara vorbereitete. Der geleerte Topf wurde noch einmal gefüllt und noch einmal ausgetrunken. Schließlich waren unsre Bauchfelle so gespannt, daß man darauf den schönsten Generalmarsch hätte schlagen können. Zu dem Abendessen, welches nichts gekostet hatte, suchten wir ein ebenso billiges Nachtquartier, und fanden dies in einem gastfreundlichen Heuschober, der von einer Wiese uns seinen Willkomm entgegen duftete. Wir lagerten uns da, aber die Buttermilch fand keine Ruhe, und folglich wir auch nicht. Der Schuster wehklagte die ganze Nacht durch über den schändlichen Rumor, den das billige Abendessen in seinem Leibe anhub. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht mußten im nächsten Wirthshause so viel bittre Schnäppse zur Kur eingenommen werden, daß ein gutes Nachtlager hätte davon bezahlt werden können.

In Gera verlangte der Thorschreiber, daß jeder von uns drei Thaler Reisegeld vorzeige. Mit Hülfe des mir immer noch treu gebliebenen Thalers meiner Mutter, des in Jena verdienten Thalers und noch etlichen Groschen kam ich glücklich durch. Der Schuster zeigte seine paar Groschen auf, mit der Versicherung, in seinem Felleisen stecke ein Stück Tuch zu einem Frack, das unter Brüdern seine fünf Thaler werth sei, nicht zu gedenken, daß der Frack ihn zu einem wahren Cavalier machen werde, und käme die schwefelgelbe Weste sammt der weißen Hose dazu, die in seinem Kopfe bereits fertig seien, so habe er Credit in der ganzen Welt und in Gera. Als den Thorschreiber das nicht rührte,

verlegte er sich auf's Schimpfen, und dadurch hätte er sich beinahe zu einem Logis in der Stadt verholfen. Schließlich mußte er doch draußen bleiben, während ich hinein durfte, und so trennten wir uns und gieng jeder seines Weges.

In Gera blieb ich über Nacht und gieng dann weiter nach Ronneburg, wo ich zu meinem großen Schrecken Arbeit bekam. Der Meister war mehr Regenschirmfabrikant als Drechsler, ich hatte einen Nebengesellen, der die Hauptarbeiten machte, und so kam ich hier glücklich zurecht. Dafür bekam ich hier wieder einen Nachgeschmack von der Hungerleiderei in Fürth. Die Leute waren wohlhabend, knauserten aber, was sie konnten. Wie der Nebengesell, ein geschickter Mensch von 28 Jahren, seit 4 Jahren für 14 Groschen die Woche hier arbeiten mochte, ist mir unbegreiflich geblieben.

Nach Ablauf der ersten vierzehn Tage wurde Lohn gemacht, und wenn auch nicht sehr erbaut von den 10 Groschen, die der Meister mir für die Woche zu bieten wagte, war ich im Stillen doch froh, um nicht fortgeschickt zu werden. Ich richtete mich nun auf ein längeres Verweilen ein, schrieb nach Hause, ließ meine Stiefel vorschuhen, und holte Abends die Flöte wieder hervor, die ich früher ein wenig gedudelt hatte; aber ich pfiff bald auf dem letzten Loch. Nach abermals 14 Tagen wurde ich verabschiedet, weil ich nur aushülfsweise dazu gedient hatte, die für die Braunschweiger Messe bestimmten Waaren fertig zu bringen.

Mit einem Reisegeld von 12 Groschen, die mir von den im Vertrauen auf die Zukunft gemachten Auslagen übrig geblieben waren, brach ich auf und kehrte einem Orte den Rücken, der mir in keiner Beziehung gefallen hatte. Die Straße nach Altenburg war mit Kirschbäumen bepflanzt, deren Frucht eben in dunkelbrauner Reife prangte. Wo ich bat, ward mir davon gegeben, und so hatte ich gute Tage,

wie die Sperlinge nur von Kirschen lebend. Es ergötzte mich, wieder einmal aller Bande ledig zu sein, den frischen Hauch der Natur zu athmen und mit den Vögeln unter dem Himmel auf gleicher Linie zu stehen.

Ein Mann mit einem Schubkarren, der Salz von Gera nach Altenburg einschmuggelte, erzählte mir neben andern Merkwürdigkeiten auch vom Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen und zeigte mir den Schauplatz der That. So wurde mir auf der Landstraße Geschichte gelehrt, nachdem ich in der Schule darum gekommen war.

Von Altenburg gieng's über Frohburg und Geitheim nach Rochlitz, wo ich wieder drei Thaler Reisegeld vorzuzeigen hatte, während meine ganze Baarschaft kaum noch vier Groschen betrug. Ein Tischler, den ich auf dem Markte am Rathhause bei seiner Arbeit traf und dem ich mein Herzeleid klagte, wies mich hinüber zu einer Wirthin, einer braven Wittwe, wie er versicherte, die mir schon helfen werde. Ich folgte dem Wink, hielt in dem bezeichneten Wirthshause mein Mittagsmahl in Käse und Bier, und als die Frau sich freundlich zu mir setzte, trug ich ihr mein Anliegen vor. Da brach sie zu meinem Verwundern in Thränen aus und erzählte auf meine Frage nach der Veranlassung, sie habe auch einen Sohn in der Fremde gehabt, der auf der Heimreise von Mailand durch einen Reisegefährten ermordet worden sei. Eine Tochter war ihr geblieben, ein bildhübsches Mädchen, welches der Mutter die Wirthschaft führen half. Gern wurden mir die gewünschten drei Thaler geliehen, die ich auf der Polizei vorzeigte, worauf man mir ins Wanderbuch schrieb: „Inhaber ist mit Reisegeld versehen und kann ungehindert im Königreich Sachsen wandern.“ So war der Polizei geholfen und mir. Dankbar brachte ich die drei Thaler zurück zu meiner Wirthin, die mich

freundlichst und mit dem herzlichen Wunsche entließ, ich möge dereinst gesund und wohl zu meiner Mutter heimkehren.

Auf dem Wege nach Freiberg stieß ich wieder einmal auf ein Paar Vollblutstromer. Der eine war Hufschmied, kaum vier Fuß hoch, trug auf dem Rücken ein angewachsenes Felleisen und auf diesem ein ledernes Ding, das einmal als Feuereimer gedient haben mußte. Hatte er sich ein Stück Brod erfochten, so hob er mit seinem Stabe den Deckel und warf die Gabe über die Schulter hinein. Der andere, ein Schneider, trug nicht schwer an einem Berliner Koffer, sah aus wie die theure Zeit, ein Bild des Jammers, die Augen roth geründert. Er konnte schon 60 Jahre haben und war offenbar zu jeder Arbeit unfähig geworden. Beide waren Sachsen und durchstrichen Jahr aus Jahr ein in winzigen Tagesmärschen ihr kleines Vaterland. Auf Dörfern übernachtend, kochten sie Abends ihren Kaffee für einen Dreier Kochgebühr und aßen eine Butterbemme dazu. Sie waren ernster, als mein früherer Kamerad, der Tuchmacher, und der Schneider beseufzte oft, daß die Religion so ins Abnehmen komme, wie an den kleinen Gaben zu sehen, die dem fleißigen Fechter nur gereicht würden. Ich hielt mich eine Zeitlang zu ihnen, wanderte in ihrer Gesellschaft nach Freiberg und von da ins Erzgebirge, ihr eigentliches Fahrwasser, da ihnen in den größern Städten zu viel Gottlosigkeit und Polizei herrschte.

In einem kleinen Bergstädtchen, durch welches wir kamen, saßen die Mädchen vor den Thüren, mit Strohflechten beschäftigt und sangen das Lied:

Glück auf, Glück auf, der Bergmann kömmt,
Und er hat sein helles Licht :,:
Schon angezünd't :,:

Schon angezünd't, es giebt fein'n Schein
Und damit da fahren sie :,:
Ins Bergwerk 'nein :,:

Ins Bergwerk nein, was echte Bergleut sein,
Und da graben sie das Silber und das Gold :,:
Beim Lampenschein :,:

Der eine gräbt das Silber, der andere das Gold,
Und ein schwarzbraunes Mägdlein :,:
Das ist mir hold :,:

Ich kannte das Lied schon von meiner Lehrzeit her und stimmte daher laut mit ein. Die Mädchen lachten und sprangen am Schluß in's Haus hinein, ich denke, weil jede glaubte, ich sehe in ihr das schwarzbraune Mägdlein des Liedes. In der Nähe von Dresden verließen mich die Stromer. In die Residenz einwandernd, deren Schönheit mich entzückte, fand ich alle Welt scheuernd und putzend, da das große Vogelschießen eben vor der Thür stand.

Auf der Herberge, welche verschiedene Gewerke vereinigte, herrschte ein buntes Leben. Weil Samstag war, so hatten sich die Arbeitsgesellen eingefunden, die nach Handwerksbrauch den Fremden ausschenkten. Auch der Uertengesell war da der in größern Städten die Umschau hielt, d. h. für die zugereisten Handwerksbursche sich nach Arbeit umschaute. Gewöhnlich wurde dazu der jüngste Gesell genommen. Er redete den Fremden, der mit zugeknöpftem Rock aufstehen mußte (diesmal kam an mich die Reihe), mit den Worten an:

Mit Gunst ist ein fremder Drechsler vorhanden?

Ich: (aufstehend und militärisch grüßend):

Mit Gunst, ich versehe mich.

Darauf reichten beide sich die Hände, riefen: „Hui, Drechsler,“ und duzten sich.

Uertengesell: Also mit Gunst, Bruder, du wirst dich gutermaßen zu erinnern wissen, daß du bei mir und meinen Mitgesellen hast zu verstehen gegeben, daß du ein fremder Gesell bist, so will ich dich für diesmal gefragt haben, was dein Begehren ist, damit ich und meine Mitgesellen uns wissen darnach zu richten, desgleichen du dich auch. Mit Gunst, ich hab ausgeredt.

Ich: Also mit Gunst, Bruder, ich weiß mich gutermaßen zu erinnern, daß ich bei dir und deinen Mitgesellen habe zu verstehen gegeben, daß ich ein fremder Gesell bin, so thue ich mich freundlich bei Euch bedanken, daß ihr mir erschienen seid, und seid mir deswegen ganz freundlich willkommen alle hier am Tisch. — So ist mein Begehren von einem ehrlichen Meister: 14 Tage Arbeit nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit; kann mir solches widerfahren, stehts heute oder morgen wieder zu verschulden; kann es aber nicht sein, so ist mein Begehren von euch ehrlichen Gesellen: freundlicher Trunk, freundliche Schenk, das Nachtlager auf der Herberge und das Geleit zum Thor hinaus. Mit Gunst, ich habe ausgeredt.

Uertengesell: Also mit Gunst, Bruder, ich habe dies noch niemal einem ehrlichen Gesellen abgeschlagen, will auch bei dir nicht anfangen, noch aufhören; wofern ich dir von einem ehrlichen Meister 14 Tage Arbeit erlangen kann, soll dir solches von mir zugesagt sein. Wofern ich aber solches nicht erlangen kann, soll dir von mir zugesagt sein dein Abendtrunk, das Geschenk und das Nachtlager, aber das Geleit zum Thor hinaus ist abgekommen. Mit Gunst, ich hab ausgeredt.

(Kam der Uertengesell zum Meister, so hielt er folgende Anrede): Also mit Gunst! es ist ein fremder Drechslergeselle auf der Herberge und begehrt von einem ehrlichen

Meister 14 Tage Arbeit nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit; kann ihm solches widerfahren, stehts heut oder morgen wieder zu verschulden. Mit Gunst, ich hab ausgeredt.

(Kam der Uertengesell von der Umschau zurück auf die Herberge, so sprach er): Also mit Gunst, Bruder, wir sind gewesen nach deinem Begehren vom Aeltesten bis zum Jüngsten und vom Jüngsten bis zum Aeltesten, und sie lassen sich alle gar freundlich bedanken und wünschen dir Glück in's Feld. — Doch hat sich einer gefunden, der hat dir 14 Tage Arbeit zugesagt; zwar beklagt er sich, er habe hartes Holz und weiches Eisen, einen halben Schleifstein, schwarz schimmlich Brod und eine schmutzige Köchin; wenn du mit solchem Meister verlieb nehmen willst, so sollst du Arbeit haben. Mit Gunst, ich hab ausgeredt.

Ich: Mit Gunst, mein lieber Bruder, ich danke dir für dieses Meister Arbeit und deinen guten Willen und gehe morgen zum Thor hinaus.

(Der Dank für die Schenke, wenn sich der Uertengesell entfernte, lautete so): Also mit Gunst, Bruder, ich thue mich ganz freundlich bedanken für das Ausschenken, so mir von dir und meinen Mitgesellen widerfahren ist, kommst du heute oder morgen wieder zu mir, es sei gleich zu Wasser und zu Land, zu Weg und zu Steg, wo uns der liebe Gott zusammen führt; hab ich kein Geld, so hab ich doch Geldeswerth, um dir gleiche Ehr zu erweisen. Eines hab ich noch zu bitten: wenn du meiner gedenkst, so gedenke meiner allzeit in Liebe, wie ich desgleichen auch thun werde. Mit Gunst, ich hab ausgeredt.

(Der Uertengesell gab dem Fremden noch folgenden Gruß mit): Also mit Gunst, Bruder, du darfst dich nicht bedanken der Schenk und des guten Willens, so dir von mir und meinen Mitgesellen widerfahren ist. Zieh hin in

Gottes Namen und grüße alle rechtschaffnen Meister und Gesellen und wenn du meiner gedenkst, so gescheh es allzeit in Liebe, wie auch ich thun werde. Mit Gunst, ich hab ausgeredt. —

Die Gesellen hielten unter sich auch eine Art Gericht, welches in der Regel nachhaltiger wirkte, als die derbste Polizeimaßregelung. Hatte sich einer etwas zu Schulden kommen lassen, so war dies wie ein Lauffeuer durch alle deutschen Gauen verbreitet. Wollte man in irgend einer Stadt vom „Schenken" nicht mehr wissen, so waren alle, die gleichwohl dort arbeiteten, wie geächtet. An dem Abend, wovon ich eben erzählte, fand sich auf der Herberge ein fremder Klempnergesell ein, und kaum hatte er sein Felleisen abgelegt und einige seiner Zunftgenossen, von welchen einer ihn kannte, waren eingetreten, so entstand ein Munkeln: der hat da und da nicht geschenkt. Einmal ums andere wurden ihm bedeutende Blicke zugeworfen und keiner näherte sich ihm. Als er etwa eine Stunde dagesessen hatte, wurde ihm im Auftrage der Arbeitsgesellen ein Teller mit Heu und ein Topf mit Wasser vorgesetzt. Alles blickte hin und wußte, was er verschuldet hatte. In sichtlicher Bewegung entfernte er sich. Es kam an andern Orten auch vor, daß ein solcher noch eine Prügelsuppe zum Nachtisch erhielt.

Nachdem ich mir am Sonntag die Merkwürdigkeiten der Stadt und das Leben und Treiben auf der Vogelwiese angesehen hatte, schlug ich die Straße nach Leipzig ein, den letzten Groschen in der Tasche. Ich mußte daher wohl oder übel wieder zum alten Erwerbsmittel greifen, und machte mit zwei alten Herren den Anfang, welche äußerst freundlich wurden, als ich ihnen von Nürnberg erzählen konnte, wo sie Geschäftsbekannte hatten. Das Gespräch endete mit dem Geklapper zweier Zweigroschenstücke, welche in meinen

Hut schenken. Das gab Muth, ich focht weiter und hatte mir schließlich einen Thaler erfochten.

Beim Dunkelwerden kehrte ich in einem einzeln stehenden Gasthof ein, deren es damals in Sachsen und Preußen noch viele gab. Ich fand den Tisch mit Fuhrleuten besetzt, die bei voller Tafel schmausten wie die Götter. Die Fuhrleute waren mir zu der Zeit noch höhere Wesen, Leute von Auszeichnung, der hohe Adel und das gebildete Publikum in einer Person. Hatten sie doch immer Geld und brauchten nicht damit zu kargen. Aber diesen Abend, mit einem Thaler in der Tasche, hatte ich auch mein Selbstgefühl, und das ganze Zimmer war so voll süßen Geruches von köstlichen Kalbsbraten, daß ich einem mächtigen Zuge der Sehnsucht nicht widerstehen konnte, zumal ich bis jetzt, so oft ich unterweges war und nicht in Arbeit stand, nie etwas Warmes zu essen gewagt hatte. Ja, ich bestellte, ich bestellte wirklich — man wundre sich doch! — ich bestellte kühn meinen Kalbsbraten mit grünen Salat. Mit Salat auch noch! In meinem Leben war mir's noch nicht passirt. Ich verleugnete vornehm sogar das Brod, als die Wirthin mich fragte, ob ich eins bei mir hätte. Allerdings scheuerten in meiner Tasche ein paar altgebackene „Fechterlein" mir die Lenden. Und nun frage man nicht, wie der Braten mir schmeckte, — es ist geradezu unsagbar. Auch Wein hatte ich dazu, nemlich den die Fuhrleute tranken, aber ich durfte ihn mit den Augen wenigstens verschlingen.

Als es Zeit war, mich schlafen zu legen, fand sich, daß kein Bett für mich zu haben war; ich sollte auf dem im Zimmer stehenden alten Sopha schlafen, oder — im Pferdestall. Das Sopha kostete einen Groschen, der Pferdestall war gratis zu haben. Ich zog den letztern vor, denn, sagte ich zu mir, so schindest du doch wenigstens den grünen

Salat wieder heraus. Mit einem Fuhrknecht theilte ich das dampfende, von Mücken umschwärmte Lager, und da ruhte ich nun mit dem vornehmen Kalbsbraten im Leibe und dem grünen Salat auf dem Roßdünger, und löschte im Traum meinen Bratendurst mit dem Wein, den die Fuhrleute getrunken hatten.

Meine fernere Wanderung durch das schöne Elbthal ließ mir die Zeit nicht lang werden, und eh' ich mir's versah, lag das alte Meißen mit seinem Dom und der stolzen Albrechtsburg vor mir. Unter den Meistern, bei welchen ich dort mein Geschenk aufholte, maß mich einer vom Kopf bis zu den Füßen und rief mich, nachdem er mir das Geschenk gegeben und mich etwa zwanzig Schritt hatte gehen lassen, mit den Worten zurück: „Kommen Sie einmal mit in meinen Laden, ich will Ihnen Arbeit geben, wenn Sie leisten, was ich verlange; aber“, fügte er hinzu, als er mir die zu machenden Arbeiten gezeigt hatte, „seien sie aufrichtig; dem Geschickten zahle ich lieber drei Thaler die Woche, als einen andern zwölf Groschen; bei mir heißt es: gut oder gar nicht.“ Ich sagte keck, daß ich all das machen könnte, und dachte: zum Fortschicken ist immer Zeit. Darauf hin nahm er mich.

Die Werkstätte war ziemlich groß, regelmäßig arbeiteten vier Gesellen und ein Lehrling dort. Aber vor kurzem waren in Folge eines Zwistes alle vier Gesellen fortgegangen, und außer mir war nur einer erst wieder gedungen. Den Tag, an welchem ich zu arbeiten anfieng, warf der Meister von Zeit zu Zeit einen ernsten Blick nach mir, ohne ein Wort zu sagen. Den zweiten Tag kurz vor der Mittagszeit nahm er schweigend eine Handvoll Pfeifenspitzen meiner Fabrik, legte sie auf den Hackstock, ergriff einen Hammer, zerschmetterte alle und warf sie zum Abfall. Der Ruf zum

Essen ertönte, ich setzte mich zu Tisch, aber wenn mir diesmal die Suppe versalzen war, so wußte ich, woher es kam.

Nach Tisch erhielt ich andere Arbeit, womit es etwas besser gieng, obwohl sie noch immer nicht befriedigend ausfiel. Ich bat meinen Nebengesellen, der ein tüchtiger Arbeiter war, mir an die Hand zu gehen, ich wollte ihm alles thun, was ich könnte. Er stand mir nach Vermögen auch treulich bei. So giengen die üblichen vierzehn Tage hin, ich war schon wieder auf's Fortschicken gefaßt, der Meister ließ mich in seinen Laden rufen und zitternd trat ich meinen Gang an.. Als ich nun wie ein armer Sünder so vor ihm stand, sagte er: „Was ist mit uns zweien? Sie haben mich angelogen, denn sie können nichts, aber ich will sie dennoch behalten." Ich athmete auf. „Sie haben einen guten Willen," fuhr er fort, „und geben Sie sich von jetzt an ernstliche Mühe und sind sie recht fleißig, so mögen Sie dableiben." Wer war froher, als ich! Er gab mir die Woche sechzehn gute Groschen, und so mit war die Sache abgemacht. Ich gab mir wirklich große Mühe und arbeitete so fleißig, daß der Meister mitunter sagte, ich sollte es nur auch nicht übertreiben. Ich putzte meinen Nebengesellen, die sich um noch zwei vermehrt hatten, Kleider und Stiefeln und half ihnen bei ihrer Stückarbeit, wenn ich Feierabend hatte, so gut ich konnte, nur um Unterweisung von ihnen zu erhalten. Es machte sich bald besser mit mir, der Meister merkte, wie ich vorwärts strebte und gab mir manchen Beweis seiner Zufriedenheit, der mich zu weiteren Anstrengungen aufmunterte. Ich fühlte mich um so glücklicher, einen ordentlichen Aufenthalt gefunden zu haben, als das Wandern, wie schön es im Sommer sein kann, im Winter bald genug verdrießt, und die Sommerherrlichkeit hätte mir nicht lange mehr geblüht.

In kurzer Zeit gewann ich Freunde und Bekannte im Orte, darunter einen Schlossergesellen aus Brandenburg, der nicht ohne Bildung war. Dieser, meine Nebengesellen, ich und noch einige junge Leute pflegten an Sonntagen die anmuthige Umgebung von Meißen vereint zu durchstreifen. Unser Lieblings-Aufenthalt war wegen der prächtigen Aussicht, die man dort genoß, der Park Siebeneichen mit seinem hübschen Schloß, das einen Herrn von M. gehörte. In weiter Ferne erblickte man von hier die böhmischen Berge, etwas näher den König= und Lielienstein, und in leichtem Duft gehüllt lag Dresden wie ein Fürstenkind in seiner smaragdnen Wiege. Die Elbe zog sich wie ein silbernes Band durch das üppige Wiesenthal, welches auf der einen Seite Weinberge, auf der anderen Seite mit Laubholz bedeckte Höhen einrahmten.

Auf unsern Spaziergängen erzählten wir einander die Abenteuer der Wanderschaft: wir alle waren fremd, jeder hatte anderes erlebt und erfahren. Oder wir ließen uns an einem reizenden Punkte nieder und sangen. Bei solcher Gelegenheit hörte ich zum ersten Male von dem Schlossergesellen das Lied:

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein.

So oft ich es hörte, ergriff es mich so, daß ich kaum die Thränen zurückhielte, wenn die Stelle kam:

Winket das Schicksal und ruft uns das Grab,
Alles was athmet, sinkt endlich hinab;
Selig wenn Liebe den Todeskranz giebt;
Glücklich die Seele, die sterbend noch liebt.

Weder wußte ich damals, wer dieses Lied gedichtet, noch hatte ich überhaupt eine Ahnung vom Dasein eines Göthe, Schiller, oder sonst eines Dichters.

Meißen ist ein gesegnetes Ländchen, baut viel Wein und Obst, und das giebt zu allerlei ländlichen Festen Veranlassung. Im Herbste geht man in die Pflaumen und ergötzt sich dabei mit Tanzen, Pfänderspielen und anderen harmlosen Vergnügungen. Meine Freunde tanzten mit, während ich den müßigen Zuschauer machen mußte, und wagte ich es ja einmal, ein Mädchen zum Tanze aufzufordern, so bestand ich mit Schimpf und Schande, die Tänzerin ließ mich mitten im Tanze stehen und vor Aerger lief ich fort und tief hinein in die Wälder und Berge.

Als der Winter kam, die Flocken zu wirbeln begannen, die Fenster vom Eise glitzerten und der Wind ums Haus pfiff, daß die Wetterfahnen knarrten, manchmal auch ein zusammengefrorner Handwerksbursche in unsere geheizte Werkstätte trat, sein Geschenk zu holen: so wußte ich mein Glück nicht hoch genug zu preisen, daß ich noch eben zu rechter Zeit einen wohlwollenden Meister gefunden hatte, dem ich hinwieder auch that, was ich ihm an den Augen absehen konnte. Abends konnte ich behaglich am warmen Ofen mit meinen Bekannten mich unterhalten, obwohl die Langeweile nicht immer fern zu halten war. Einmal fand sich ein alter Mann mit einem Kasten auf dem Rücken bei uns ein und bot Bücher zum Lesen an. Ich war der Einzige, der sich eins ausbat, und wieder fiel mir eine Banditengeschichte in die Hände, die mich jedoch nicht ganz mehr so entzückte, als die erste, die ich in Fürth gelesen hatte. Jede Woche bekam ich ein Buch und ich würde ganze Nächte lesend verbracht haben, wenn den Meister nicht das Oel gedauert hätte. Gleichwohl habe ich die Bibliothek des Alten um sechs Pfennige die Woche ziemlich ganz durchgelesen.

Sonntags gieng ich auf die Herberge, und kamen Fremde meines Gewerbes zugereist, so war ich gewöhnlich der erste,

der sie ansprach und ihnen den Namen abtrank, was manches Viergroschenstück kostete, mir aber besonderes Vergnügen machte. Unter meinen Bekannten aus aller Herren Ländern befand sich ein schon ziemlich bejahrter Schlossergesell, der ein Virtuos im Schnappstrinken war und in der Trunkenheit Kotzebue's Verzweiflung zu deklamiren begann. Das war mir etwas Neues und packte mich gewaltig, und ich freute mich daher immer auf den Schnappsrausch des Gesellen, der im nüchternen Zustand nie zur Verzweiflung, d. h. zum Deklamiren der Verzweiflung zu bringen war.

Es war ein ziemlich harter Winter, die Elbe hatte eine so feste Eisdecke angezogen, daß Wägen hinüber fuhren. Ich hatte meine Freude am Schlittschuhlaufen und schlug an Sonntagnachmittagen regelmäßig die Richtung gen Dresden ein, um etwa eine Stunde von Meißen bei einem Schiffmüller einzukehren, der Wein schenkte und eine hübsche Tochter hatte. Ich hätte mit dieser gern eine Liebschaft angesponnen, aber bei ordentlichen Mädchen gilt ein fremder Handwerksbursche nicht viel. So oft ich kam, setzte sie sich zu mir und ließ sich von Nürnberg erzählen, aber schließlich zeigte sich, daß sie nur an meiner Mundart ihren Spaß hatte. War ich mit meiner Erzählung fertig, so suchte sie einzelne Wörter nachzusprechen und lachte hellauf dazu. Weiter kam ich mit ihr nicht, doch war mir's immer ein Vergnügen, in der traulichen Wirthsstube mit der Müllerstochter zu plaudern.

Meiner Unerfahrenheit im Tanzen wurde endlich auch abgeholfen. Ein Mitgesell erbot sich mich in der edlen Kunst zu unterrichten, was ich natürlich mit Freuden annahm, und als ich es erst zu einiger Fertigkeit darin gebracht hatte, war ich vom Tanzboden kaum mehr fortzubringen.

VII.

Der wiederkehrende Frühling schien sein Füllhorn am reichsten über die Meißner Gegend ausgeschüttet zu haben. Mancher wird glauben, bei Handwerksburschen dürfe nicht eben viel Sinn für Naturschönheit gesucht werden, aber ich kann versichern, daß uns oft, wenn wir in Siebeneichen auf dem schwellenden Rasen liegend die wundersame Frühlingspracht auf uns einwirken ließen, so feierlich zu Muth würde, daß wir die Unterhaltung plötzlich einstellten und in nachdenkliches Schweigen versanken.

Noch erinnere ich mich lebhaft eines jener entzückenden Frühlingsabende, die ich im Parke lustwandelnd in Begleitung einer Freundesschaar zubrachte. Die silberne Mondscheibe blickte verstohlen durch dichtbelaubten Buchenzweige, die Nachtigall sang ihre klagenden, schmelzenden Töne in die warme Abendluft hinaus, fernher von der Landstraße tönte der Klang eines Posthorns und mit duftigem Schleier bedeckt deutete ein weithin ziehender Streifen im Thal das breite Bette des Elbstromes an. Wir setzten uns auf eine Bank und in den herab duftenden Eichenwald ließen wir widerhallen die Töne des Liedes:

Das Schießen, das ist ja mein Leben,
Dem hab' ich mich gänzlich ergeben in dem Wald;
Geh' 'naus auf Wildschießen,
Laß' dir's nicht verdrießen,
Das Stutzel dabei, —
Und im Wald sind wir frei.

Jüngst bin ich in Wald hinaus kommen,
Da sah ich von ferne ein Hirschelein steh'n,
Das Büchserl thut knallen,
Das Hirschlein muß fallen
Von Pulver und Blei —
Uud im Wald sind wir frei.

Kaum hatt' ich das Hirschlein geschossen,
So kam da ein Jäger gelaufen von fern,
Erhitzt von dem Laufen,
Kann fast nicht mehr schnaufen:
„Du Wildschütz, halt' ein!
„Denn das Hirschlein ist mein."

„„Geh', Jäger, und pack' dich von dannen,
Dein Leben das will ich verschonen in dem Wald,
Denn ich fürcht' ja kein'n Jäger,
Kein'n Hund und kein'n Degen,
Mein Stutzerl ist flugs
Auf dem Jäger seine Brust.""

Die finstre Nacht thut sich einschleichen,
Alle Sternlein am Himmel die leuchten so hell,
Giebt's nichts mehr zu jagen,
Woll'n wir uns heimtragen
Und leg'n uns zur Ruh',
Mein Stutzerl dazu.

Als wir geendet hatten, ertönte aus den nahen Büschen ein Bravorufen und Händeklatschen. Wir giengen darauf zu, da huschten drei Mädchen kichernd ins Schloß hinein. Als wir auf dem Heimwege daran vorbei kamen, riefen sie uns aus dem Fenster eine gute Nacht zu und warfen einen Blumenstrauß herab, den wir unter uns verlosten, und ich war der Glückliche, der ihn gewann.

Die Pfingsten brachten das schönste Volksfest des Jahres, das Vogelschießen. Unser Meister war Schützenkönig und hatte als solcher sämmtlichen Schützen ein Frühstück zu geben, wobei der Wein nicht fehlte, den wir Gesellen austrinken durften.

Am ersten Festtage erklang schon in aller Frühe vor unsrem Hause Musik, und nach eingenommenen Frühstück geleiteten die Schützen ihren König auf das Rathhaus, wo ihm am offnen Fenster vor der versammelten Menge die goldene Schützenkette mit dem Adler feierlichst umgehängt wurde. Von dort aus bewegte sich der Zug, die Communalgarde an der Spitze, unter Musikbegleitung durch die Straßen der Stadt. Voraus giengen weiß gekleidete Mädchen, welche Blumen streuten. Die Häuser waren mit Kränzen und Gewinden geschmückt, und über die Straßen zogen sich Schwünge von Laub mit herabhangenden, und von Kränzen eingefaßten Inschriften.

Nachdem der Zug dem Festplatze nahe gekommen, wurde er mit Böllerschüssen begrüßt, die Schützen traten in ihre Schießstände und der Schützenkönig that den ersten Schuß auf den von hochragender Stange herabschauenden Vogel. Die Menge zerstreute sich in die Wirthschaftsbuden; die Wiese erdröhnte vom Knallen der Gewehre und der ohrenbetäubenden Musik der Bergknappen, Orgeldreher und Harfenmädchen; Gaukler und Seiltänzer zeigten ihre Künste, und sogar ein Kunstreiter mit vier Pferden verschmähte nicht, das Fest mit seinen außerordentlichen Leistungen zu verherrlichen.

Gegen Abend gieng ich zum Tanz und hatte bald eine nette Blondine erwischt, die mir so überaus gefiel, daß ich die Nacht durch mit keiner anderen mehr tanzte und am Schluß eine richtige Liebschaft zu Stande gebracht hatte. Damit die Phantasie des Lesers nicht zu hohe Flüge mache, will ich von vornherein bemerken, daß ihr Vater mit Schweinen handelte und sie deshalb die Ferkelröse hieß. Sie wohnte vor dem Thore, und drei- bis viermal die Woche gieng ich fortan Abends hinaus, um auf einem Spaziergange verliebt

miteinander zu kosen und zu plaudern. Bei Tage mit einem Mädchen am Arme zu gehen, wagte ich nicht, weil ich den Meister fürchtete, der mir wohl gesagt hätte, es gäbe Besseres für mich zu thun, als eine Liebschaft „anzubändeln.“ Wir wählten für unsere Spaziergänge immer die einsamsten Wege, und vor meinen Mitgesellen verbarg ich sorgfältig mein heimliches Glück. Diese merkten endlich doch etwas und neckten mich, aber ich läugnete Alles. Röschen bat mich oft, sie einmal Sonntags auszuführen. Lange konnte ich mich nicht dazu entschließen und wich durch allerlei Entschuldigungen aus; aber endlich faßte ich mir doch ein Herz, das kühne Unternehmen durchzusetzen. Die Blondine putzte sich, wie sie konnte, und ich warf mich ebenfalls in den besten Staat, nicht versäumend, die messingene Uhrkette spiegelblank zu putzen. So giengen wir zum Tanze und weil ich ein Dorf wählte, von dem ich wußte, daß meine Mitgesellen diesmal nicht hingiengen, so hoffte ich ganz unbehelligt zu bleiben. Allein eine alte Jungfer, die Tochter unsers Herbergsvater, boshaft wie die Sitzengebliebenen nun einmal häufig sind, machte mir einen Strich durch die Rechnung. Sie war auch beim Tanze anwesend in dem Dorfe, wohin ich mit Röschen gieng, und sie that zwar ungemein freundlich, aber ich wußte zu gut, daß jetzt Alles verrathen sei. Als ich das nächste Mal auf die Herberge kam, gieng der Teufel los. Die alte Jungfer erzählte meinen Bekannten von unserm Zusammentreffen, „und mit wem denken Sie, daß ich den Nürnberger zusammen geseh'n? Mit der Ferkelröse!“ rief sie boshaft lachend, und nun gieng es über die arme Röse her, daß nicht ein guter Faden an ihr blieb. Meine Bekannten stimmten mit ein, lachten und spotteten, daß ich mit keinem Schimpfen und Protestiren aufkommen konnte. Die Neckereien dauerten fortan, meine Meisters

leute erfuhren auch von der Geschichte, und das verleidete mir am Ende den Spaß. Der Schweinhändler und seine Tochter (die Mutter lebte nicht mehr) waren, wie mir schien durchaus rechtliche, ordentliche Leute; allein in einer kleinen Stadt, wo Jeder den Andern ganz genau kennt, und die kleinsten Heimlichkeiten auf dem Markte verhandelt werden, ist eine Liebschaft für eine etwas empfindliche Haut eine wahre Marterkrone. Ohnehin gedachte ich im Herbste weiter zu wandern, und so ließ ich das Verhältniß sich allmählig lösen.

Zu Anfang Oktobers sagte ich meinem Meister, daß ich fort wolle. Er verhehlte sein Mißfallen nicht und meinte: Jetzt, nachdem er sich mit mir geplagt und einen tüchtigen Gesellen aus mir gezogen habe, wolle ich ihm den Rücken kehren. Ich entgegnete, daß ich doch meine ganze Wanderzeit nicht bei ihm verbringen könne und als junger Mensch noch ein weiteres Stückchen von der Welt zu sehen wünschte. Als er mich standhaft sah, bat er mich, nur noch so lange zu bleiben, bis die Leipziger Messe vorüber sei, die er mit seiner Waare regelmäßig besuchte. Das sagte ich ihm gerne zu. Meine Freunde und Bekannten, namentlich der Brandenburger, bedauerten gleichfalls aufrichtig, daß ich sie verlassen wollte; denn ich war immer ein lustiger Vogel und hatte manchen Schwank mit ihnen ausgeführt. Nach Ablauf der vierzehn Tage machte ich mich reisefertig. Alles war im besten Stande bei mir, ich hatte mir verschiedene Kleidungsstücke angeschafft, zwölf Thaler Reisegeld in der Tasche, und was besser als Alles war: ich trug das Bewußtsein mit fort, daß ich etwas Tüchtiges gelernt hatte.

An dem Sonntage, der meine Arbeit beschloß, führten meine Freunde mich in ein nahes Dorf zum Most, denn es war die Zeit der Weinlese, und am Abend giengen wir

zu Weine. Da wurden die rührendsten Abschiedslieder gesungen, unter andern auch das „Wahre Freundschaft soll nicht wanken,“ und als wir an die letzte Strophe kamen, wo es heißt:

„So nimm nun hin vom blassen Munde
Den Abschiedskuß, der leise spricht:
Gedenk' an diese Trennungsstunde,
O einz'ger Freund, vergiß mein nicht!“

Da fiel mir der Brandenburger Schlossergesell weinend um den Hals und konnte seiner Wehmuth kein Ende finden. Am folgenden Morgen wollte ich abreisen, aber weil es regnete, ließ mich der Meister nicht fort. Am Dienstage nach Tisch trat ich die Reise an, alle meine Bekannten hatten Feierabend gemacht, um mir ein würdiges Geleit zu geben. Die Meistersleute wünschten mir alles Glück auf dem Weg und nahmen weinend Abschied. Der Zug an vier und zwanzig Mann stark, zu drei und drei abgetheilt, bewegte sich die Leipziger Straße hinab, Alles schaute aus den Fenstern und mancher freundliche Abschiedsgruß wurde mir zugerufen. Einer trug mein Felleisen voraus und meine besten Freunde, ein Mitgeselle und der Brandenburger, führten mich am Arm. Dem Stadtthor nahe gekommen, wurde das alte Handwerksburschenlied angestimmt und vom ganzen Chor mitgesungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Leipziger Thor hinaus,
Ich schlag mir Meißen aus dem Sinn
Und wende nach Berlin mich hin,
Mein Glück will ich probiren,
Marschiren.

Er, er, er und er,
Herr Meister leb' er wohl!
Ich sag's ihm grad frei ins Gesicht,

Seine Arbeit die gefällt mir nicht,
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren.

Sie, sie, sie und sie
Frau Meisterin, leb' sie wohl!
Hätt' sie das Essen besser angericht,
So wär ich auch gewandert nicht.
Mein Glück will ich probiren,
Marschiren.

Er, er, er und er,
Herr Vater, leb' er wohl!
Hätt' er die Kreide nicht doppelt geschrieben,
So wäre ich länger noch hier geblieben.
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren.

Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Brüder, lebet wohl!
Hab' ich euch was zu Leid gethan,
So bitt ich um Verzeihung an.
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren.

Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Jungfern, lebet wohl!
So wünsch' ich euch zu guter Letzt
Ein'n Andern, der meine Stell' ersetzt.
Mein Glück will ich probiren,
Marschiren.

Der, der der und der,
Der Abschied fällt mir schwer.
Doch fällt mir dieser Trost noch ein:
Es muß einmal geschieden sein.
Mein Glück will ich probiren,
Marschiren.

Im nächsten Dorfe machten wir Halt und kehrten im Wirthshause ein, wo wir noch einen gehörigen Abschieds-

trunk hielten mit Gläserklingen, Gesang und heiterer Durchmusterung des gemeinsam Erlebten. Nach einigen Stunden des gemüthreichsten Beisammenseins, brach ich nach Riesa auf, und ein Gefährte nach dem andern nahm mit inniger Rührung Abschied. Ich selbst war aufs tiefste bewegt; ließ ich doch Niemand zurück, der mir übel wollte, und selbst die alte Jungfer, die meinen Groll hatte fühlen müssen, hatte versöhnt eine freundschaftliche Thräne geweint, als ich ihr zum Abschiede die Hand bot. Manch liebes Mal noch wandte ich mich um und winkte den nachwinkenden Freunden zu, und von der nächsten Anhöhe herab schwenkte ich zum letzten Male den Hut gegen die wohl für immer von mir verlassene Stadt, seinen freundlichen Bewohnern von Herzen alles Gute wünschend. Nirgend ist mir ein Abschied so schwer geworden, nnd noch lange hallten seine wehmüthigen Klänge in meiner Seele wie Trauergeläute nach.

Ein sonniger Herbsttag war's, von den kahlen Wiesen schauten mich die Herbstzeitlosen mit trübseliger Miene an, als wollten sie sagen: Wir bringen dir den letzten Gruß von unsern Schwestern, ehe der Himmel seine weiße Flaumdecke über unsere Mutter ausbreitet. Von den Bäumen wehten leise die gelben Blätter herab, wie wenn Kinder schlaftrunken sich langsam entkleiden, um süßer Ruhe in den Arm zu sinken und fortzuschlummern, bis ein goldner Morgenstrahl sie zu neuem Leben und neuer Freude erweckt.

Ueber Riesa, wo ich zu Nacht blieb, wanderte ich nach Mühlberg, und war noch nicht weit gekommen, als ich auch schon wieder das Vergnügen hatte, einen Stromer zu begegnen, der ganz so aussah wie eine ausgediente Vogelscheuche und lange mit der Laterne hätte suchen müssen, bis er seines Gleichen an Zerlumptheit fand. Seines Zeichen ein Böttcher, hatte er Alles verklopft und klagte jämmerlich

über den Mangel aller hoffähigen Kleidung. „Ach,“ seufzte er, „käme nur ein Engel vom Himmel und verkaufte mir einen Rock oder Frack zu billigem Preise.“ Vielleicht wäre ich der Engel, sagte ich, packte auf freiem Felde meine Habseligkeiten aus und verkaufte dem armen Teufel meinen Communionfrack für acht Groschen, die ich in Pfennigen aus aller Herren Länder ausbezahlt erhielt. Seine Freude hätte nicht größer sein können, wenn er als erwählter Kaiser mit dem Hermelinmantel bekleidet worden wäre. Ueberhaupt scheint die Größe der Dinge über die man sich freut, zu der Größe der Freude, die man darüber empfindet, in umgekehrten Verhältnisse zu stehen.

Zu Mühlberg kam ich in den Lärm eines Jahrmarkts hinein, und weil ich das Wirthshaus voll schachernder Juden, alter und junger Weibsleute fand, so schien mir das eine schöne Gelegenheit, die neue Kaffeemaschine in Funktion zu setzen, die ein Klempnergesell mir geschenkt hatte. Aber ich gieng so unvorsichtig mit dem Spiritus um, daß beim Anzünden die Flamme gegen die Decke schlug. Ich mußte zu Bette gehen, ohne für mein Experiment großen Ruhm eingeerntet zu haben. Als ich folgenden Tages mein Wanderbuch visiren ließ, hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, die preußische Polizei kennen zu lernen, die ich weit artiger fand, als die bairische. Ich hatte fünf Thaler Reisegeld vorzuzeigen, zog meine Börse, aber der Beamte schaute nicht einmal hinein, visirte und wünschte mir glückliche Reise. Fröhlich wanderte ich zum Thore hinaus nach Liebenwerde. Als ich dort wegen des Geschenks zu einem Meister kam und meinen Gruß anbrachte, bedeutete er mir, er schenke nur den Gesellen, die noch den alten Gruß kennten und damit zusprächen. Ich erwiderte, das sei mir auch recht, und begann:

Glück zu, Meister und Gesellen, von wegen des Handwerks!

Meister: Seien Sie mir willkommen, von wegen des Handwerks!

Ich: Ich sage Ihnen herzlichen Dank. Alle Meister und Gesellen lassen sie freundlich grüßen von allen Orten, wo ich herkomme, von wegen des Handwerks.

Meister: Also mit Gunst! haben Sie ihnen auch dafür gedankt?

Ich: Also mit Gunst! ich hoffe, ich werde es gethan haben, denn hätte ich solches nicht gethan, so würde ich umkehren und es noch thun.

Meister: Also mit Gunst, lieber Fremder, ich sage Ihnen Dank, anstatt aller rechtschaffnen Meister und Gesellen, welche ihnen diesen freundlichen Ehrengruß anbefohlen haben, und heiße Sie mir willkommen allhier in Liebenwerden.

Als den Formalien auf diese Weise ihr Recht widerfahren war, brachte mir der Alte einen Stuhl, hieß mich niedersitzen, holte eine riesige Schnappsflasche herbei, schenkte ein für mich und ihn und war so erfreut, wieder einmal Jemand gefunden zu haben, der den alten Gruß konnte, daß er vor Vergnügen strahlte. Er erzählte, wie er auch lange in der Fremde gewesen und auf die Zunftgebräuche etwas halte; aber jetzt würde Alles abgekürzt, fuhr er fort, bald würden die Fremden gar keinen Gruß mehr sagen, und daran seien allein die Meister schuld, die schon so vornehm geworden seien, daß kaum einer sich noch Meister nennen ließe, sondern „Herr", als bedeute das mehr, da man doch jeden Faullenzer „Herr" titulire, während der Meister etwas gelernt haben müsse, bevor er diesen Ehrentitel erlange. Dabei schenkte er mir ein Glas Schnapps

nach dem anderen ein, daß ich fast betrunken wurde, gab mir mein Geschenk und begleitete mich unter den besten Wünschen zum Hause hinaus. In Uebigau, wo ich wegen Verirrens im Walde erst bei anbrechender Nacht anlangte, traf ich wieder allerlei Gäste, beurlaubte Soldaten, Fuhrleute und andere, darunter ein junges Mädchen, welchem ich als Cavalier und später als edler Räuber zu dienen mich bewogen fühlte. Nachdem die Bekanntschaft durch gegenseitige Mittheilung über das Woher und Wohin angeknüpft war, bewirthete ich die Schöne mit feinem Liqueur, und bald unterhielten wir uns mit einander, als hätten wir uns lange gekannt.

Als ich vom Wirth ein Bett verlangte, entschuldigte er sich, daß noch keines hergerichtet sei, weil er das Gasthaus erst seit zwei Tagen übernommen habe; doch erbot er sich, ein recht gutes Strohlager zu bereiten und einige Kopfkissen zu bringen. Die Soldaten giengen auf den Heuboden, und auch ich hätte lieber auf Heu als auf Stroh geschlafen, allein das arme Mädchen bat mich, sie nicht zu verlassen, weil sie sich vor den Fuhrleuten fürchte. Wiederholt, aber vergebens ersuchte ich den Wirth, doch für das Mädchen zu sorgen. Da fielen mir die Helden der gelesenen Räuberromane ein, die unbeschützten Jungfrauen durch dunkle Wälder sicher geleitete, und ich entschloß mich, nicht weniger zu sein. Ich löste meine Aufgabe zur Zufriedenheit der Beschützten, die ich bei Tagesanbruch noch zum Kaffee einlud, worauf sie unter herzlichen Danksagungen sich von mir verabschiedete. Ich setzte meine Reise fort über Jüterbogk auf der Straße nach Potsdam. Als ich in einiger Entfernung von dem erstgenannten Orte von einer Anhöhe herab auf die alte Stadt hinunter schaute, kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Gefecht zwischen Preußen und

Baiern (letztere unter Napoleon) stattgefunden und mein Vater dasselbe mit gemacht hatte. Aber etwas wie Ahnung muß sich in mir geregt haben, denn lange konnte ich mich von dem Platze nicht trennen.

Als ich zu Mittag nach Treuen-Briezen kam, gesellten sich mehrere Wanderbursche zu mir und gegen Abend weitere fünf, so daß wir zuletzt unser vierzehn waren. Einige Stunden vor Potsdam in einem Bauernwirthshause übernachtend, erhielten wir, wie gewöhnlich kein Licht, das nur den Fuhrleuten, als einer höhern Klasse, hingestellt wurde, das ist immer so gewesen: die Sonne beleuchtet die Berggipfel zuerst und nur langsam und spärlich gelangen die Lichtstrahlen zu den unteren Schichten. Aber wir waren unser vierzehn, wir donnerten: es werde Licht! und es ward Licht. Freilich mußten wir am andern Morgen bei Bezahlung der Zeche dafür büßen.

Daß doch immer Einer über den Andern sich erheben muß! Vor Potsdam gesellten sich noch einige Bursche zu uns, unter ihnen ein Barfüßiger. Dem wurde so lange zugesetzt mit Höhnen und Schimpfen, bis er freiwillig zurückblieb. Mich dauerte der arme Schelm, ich war ja auch einmal barfuß gegangen. Als wir von der Höhe herab die Stadt Potsdam erblickten, jauchzten wir laut auf, und und sechzehn Mann hoch wanderten wir zum Thore hinein, unter klingendem Spiel der Glocken. Nachmittags besichtigte ich die Stadt und das Lustschloß Sanssouci, den Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, von dem ich denn doch schon gehört hatte, bei all meiner Unkenntniß der Geschichte. Auf der Herberge erfuhr ich, daß ein Landsmann von mir hier in Arbeit stehe, der wahrscheinlich am Abend sich einfinden werde. Dies geschah auch, der Bruder Nürnberger erschien, trat auf mich zu und sprach mich an nach Handwerksbrauch:

Mit Gunst, ist ein fremder Drechsler vorhanden?

Ich: Mit Gunst, ich versehe mich.

Er klopfte mit der rechten Hand auf den Tisch und rief:

Hui, Drechsler!

worauf wir uns die Hände reichten und dutzten.

Dann stellte er zwei volle Gläser vor mich hin, um mir den Namen abzutrinken, und ehrerbietig mit zugeknöpftem Rock stand ich da, als er fragte:

Mit Gunst, Bruder! wie heißt dein werther Name und Geburtsort?

Ich sagte es ihm, er erhob das Glas und rief:

Also mit Gunst, Bruder W. aus N., du sollst leben! Er stieß mit mir an, ich aber mußte mich, so wollte es der Handwerksbrauch, des Trinkens enthalten. Darauf nahm ich das Glas und fragte ebenfalls: Also mit Gunst, Bruder, wie heißt dein werther Name und Geburtsort? Er antwortete nach Gebühr, ich ließ ihn hoch leben, und noch einmal hieß es: „Hui, Drechsler!" und damit war die Sache abgemacht. *) Wir setzten uns nun zusammen und er bewirthete mich stattlich. Ich hatte ihn früher nicht gekannt; er hielt sich schon sechs Jahre in der Fremde auf, war lange in Polen gewesen und hatte die Revolution dort mitgemacht. Von der Stunde unseres ersten Zusammentreffens an ist er mir ein lieber Freund gewesen bis auf den heutigen Tag. Noch bewahre ich einen Brief von ihm, den er mir nach Berlin schrieb, folgenden kurzen, aber herzlichen Inhaltes:

---

*) Anm.: Während der Correktur dieses Bogens, der die letzten Züge der Gebräuche aus dem Zunftleben giebt, erhalte ich über dieselben einige bibliographische Notizen von der Hand eines verehrten Freundes, Professor Maßmann in Berlin, die ich unter Dank und Gruß am Schlusse meiner Lebensbeschreibung abdrucke.

Potsdam, den 30. April 1834.

Theuerer Freund Weiß!

Die Kürze unserer Bekanntschaft bedauere ich recht sehr, denn ich merke, daß Du Dich meiner noch freundschäftlich erinnerst. Ich entgegne Dir mit einem herzlichen Lebewohl! Wenn uns auch das Schicksal nicht mehr in der Fremde zusammen führen sollte, so erfolgt dies doch gewiß, wenn uns der Allmächtige gesund erhält, einst in der Heimath, wo wir dann den Bund, der sich hier auf einige Stunden beschränkte, weiter anknüpfen werden.

Lebe wohl und bleibe gesund, dies wünscht Dir Dein Freund und Landsmann

Andreas Wiedemann.

Was hier ausgesprochen ist, erfüllte sich. In der Fremde sahen wir uns nicht mehr, aber in der Heimath trafen wir wieder zusammen, und noch jetzt, wenn Einer zum Andern kommt, erinnern wir uns mit Vergnügen der Erlebnisse unserer fröhlichen Wanderzeit.

Den 21. October 1833, an meinem zwanzigsten Geburtstage, wanderte ich frühen morgens aus Potsdam, um gegen Mittag in Berlin zu sein. Mein Landsmann hatte mir mehrere Adressen an Bekannte mitgegeben, die mir eine gute Aufnahme versprachen. Ehe ich die Stadt verließ, kaufte ich mir ein Stück Wurst, um auf dem Marsche etwas zum Frühstück zu haben. Der Fleischer gab mir ein Stück von der Länge einer halben Elle und der Dicke meines Arms, all das um einen winzigen Silbergroschen. Hier ist billig zu leben, dacht' ich, aber fand mich etwas enttäuscht, als ich sah, daß der Darm, statt des Specks nur gewürfelte Semmelstückchen und statt des Fleisches nur Blut enthielt. Ich gab mir während des ganzen Marsches von Potsdam nach Berlin die größte Mühe, den Koloß zu be-

wältigen, aber ich kam über ein drittel Elle nicht hinaus, warf den Rest in den Chausseegraben und schrieb mir hinter die Ohren: In Potsdam bekommt man für 1 Sgr. eine gewaltige Portion Wurst, aber sie ist auch darnach. Heiter schien die Sonne, als ich Nachmittags durch das Leipziger Thor in die Residenzstadt einwanderte, mein Felleisen auf der linken Schulter, den rechten Tragriemen abgeschnallt, wie es beim Einzuge in eine Stadt der Brauch war. Mit dem hohen Selbstgefühl meiner Handwerksburschenwürde schritt ich die Leipziger Straße entlang, auf meinem Wachshut prangte noch der Blumenstrauß, und ich glaubte, alle Berlinerinnen müßten eine Freude haben, daß ein so flotter Bursche sie des Besuches ihrer Stadt würdigte. Nach langem Hin- und Herfragen gelangte ich durch das Gemenge der Menschen und das Gerassel der Wagen zu meiner Herberge. Abends wimmelte die Wirthsstube von Arbeitsgesellen, worunter auch einige Landsleute, die sich zum Theil in Folge meiner bereits abgegebenen Empfehlungsbriefe eingefunden hatten. Jeder wollte, daß ich zu seinem Meister in Arbeit trete, aber ich hörte nicht auf sie, da ich mir bereits eine Stelle in einer Pfeifenfabrik ausgemacht hatte. Um so eifriger trank ich zur Feier meines Geburtstages Kirschbranntwein, der mir außerordentlich mundete. Ich wurde so lustig, daß ich fast den halben Abend hoch vom Tische herunter Schnaderhüpferl sang und dazu jodelte, während sich die Andern um mich herumstellten und jubelnd in den Chor mit einstimmten. Wollten meine Landsleute mir vorwerfen, ich mache es zu toll, so wurden sie von den Andern überstimmt und ich sang weiter:

Schön rund und schön schlank,
Und schön dreht wie a Seil,
Wenn d'Leut' von mir reden,
Denk' ih mir mein Theil.

Schwarzbraun sind d'Haselnüß,
Schwarzbraun bin ih,
Schwarzbraun ist meih Schatzerla,
G'rad so, wie ih.

O Du Schwarzaugeti,
Gelt für Dih tauget ih?
Gelt für Dih wär' ih recht?
Wenn ih Dih möcht'!

Solcher Schnaderhüpferl wußte ich hunderte auswendig und damit gewann ich mir die besondere Zuneigung der Norddeutschen. Wie lange ich es mit dem Jodeln getrieben und wie ich endlich zu Bette gekommen, weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. Vom Herbergsvater vernahm ich am Morgen nur, daß er nach Mitternacht noch einen Arm voll Halbpfundflaschen Kirschbranntweins zum Besten gegeben und im Ganzen an diesem Abend (kaum wage ich's hinzuschreiben) für 16 Thaler Schnapps getrunken worden sei.

Ich machte große Augen über die großartige Feier meines Geburtsfestes, die ich weder vor- noch nachher je in dieser Weise begangen habe. So wurde ich feierlich genug eingeführt in das Leben der Residenzstadt Berlin, und ich sollte noch tiefer eingeweiht werden. Es wurde besser und besser, je länger ich die Residenzluft athmete.

Sobald die Nachwirkung der Halbpfundflaschen ein wenig verraucht war, suchte ich die Werkstätte auf, wo meine Arbeit beginnen sollte. Ich merkte bald genug, daß ich unter eine Bande gerathen war, die der des Eli Lora wenig nachstand. Meine Nebengesellen waren echte Berliner Vollbluthengste, die stets, wie man zu sagen pflegt, nur einen Rock und Gott hatten, und ihr Gott war der Schnapps. Mein Prinzipal war ursprünglich Buchbindergesell, der, nachdem er einige Tausend Thaler geerbt, die damals herrschende unbeschränkte Gewerbfreiheit benutzend, eine Pfeifenfabrik eröffnet hatte.

Ich ward zur ersten Stelle als Abgußmacher verwendet. Die übrigen Gesellen, welche geringere Arbeiten machten,

schauten mir anfangs mißtrauisch zu; aber als sie merkten, daß ich meinem Posten gewachsen war, wurden sie äußerst zuthunlich, weil der eine dies, der andere jenes von mir zu profitiren hoffte. Sie hatten geringeren Lohn als ich und suchten daher Gelegenheit zum Aufrücken. Wie anders war es beim Antritt meiner Wanderung!

Ich war erst drei oder vier Tage in der Werkstätte beschäftigt gewesen, als ein Polizeikommissär mit zwei Sergeanten erschien, der nach dem Werkführer fragte. Dieser trat leichenblaß hervor. Einer der Sergeanten begann einen Schreibtisch zu durchsuchen und fand nach längerem Herumstöbern ein Papier, welches er entfaltete unter dem Ausrufe: „Das ist es.“ Es war aber ein falscher Schuldschein, den unser Werkführer gefertigt, mit nachgemachtem königlichen Stempel versehen und einem Dritten zum Kauf angeboten hatte. Er wurde fortgeführt und kam auf mehrere Jahre nach Cufstein zur Festung. Nun, dachte ich, wenn das beim Werkführer so anfängt, so mag's um die Gesellen nicht viel besser stehen. Und so war's, denn wenn sie dem Werkführer zwar in der Geschicklichkeit nachstanden, so zeigte sich doch bald, daß sie ihn im guten Willen völlig erreichten.

Den ersten Sonntag benutzte ich, mir die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten etwas näher anzusehen, und meine Wißbegier trieb mich später noch häufig in Museen, Gallerieen, Palläste und Schlösser. Einer der ordentlichsten meiner Nebengesellen diente mir dabei als Führer unter der Bedingung, daß ich ihn freihielt in Schnapps, der bei gewissen Classen der Bevölkerung Berlins allmächtig ist. Aber was half mir all' meine Wißbegier und mein Schauen? Mir fehlte zu dem Gesehenen der rechte Schlüssel, den man

in meiner Jugend mir mitzugeben versäumt hatte. Ich staunte und bewunderte, gewann aber im Grunde sehr wenig dabei.

Der Abend meines Sonntags sollte wieder ein wunderschönes Ende nehmen. Als ich das Gastzimmer der Herberge betrat, riefen mir gleich zehn Stimmen entgegen: „Da kommt der Baier, der Tischtänzer, der Schnaderhüpferlnsänger, der Jodler, der fidele Mords- und Allerweltskerl." Ich war in diesem Kreise schnell zum berühmten Mann geworden, und das mochte Einige zu dem Glauben verleiten, ich sei ein gewiegter Weltmann, der überall Bescheid wisse, was noch keineswegs bei mir der Fall war. Ein paar Stimmen riefen mir zu: „Komm mit zu unsern Geliebten!" Ich erwiderte, daß ich dort nichts zu schaffen hätte und sie möchten d'rum allein gehen. Allein das half nichts, die edlen Brüder packten mich am Arm, zerrten mich auf die Straße und schleppten mich durch Gassen und Gäßlein, bis es hieß: „Wir sind an Ort und Stelle. Eine Thür wurde geöffnet und plötzlich stand ich in einem hell erleuchteten Zimmer, in welchem zehn glänzend aufgedonnerte weibliche Personen herumsaßen, einige in türkischer und griechischer Tracht, andere weiß gekleidet und Blumen in den Haaren. Ich wußte nicht, wie ich daran war, aber meine Kameraden thaten wie zu Hause und nahmen an der Seite der Damen Platz. Als ich zu entschlüpfen suchte, kam eine Türkin auf mich zugesprungen, versicherte, mich schon lange erwartet zu haben, und zerrte mich in die Reihe der Uebrigen an den Tisch. Meine Kameraden bestellten einen Punsch, der ein so hohes Geld kostete, daß es offenbar eine Ehre war, ihn zu bezahlen, und diese Ehre fiel mir zu Theil. Nach einer Stunde etwa brachen wir auf, um das Vergnügen anderswo fortzusetzen; aber kaum waren wir aus der Thür, so schlug ich sachte meine eigene Straße

ein, weil ich nach der Ehre des Zahlens nicht weiter geizte. Später mit den lockern Zeisigen wieder zusammentreffend, mußte ich noch Vorwürfe darüber hören, daß ich sie hatte sitzen lassen, wofür ich sie an die Erstattung meiner Auslagen mahnte und sie Gauner titulirte. Das nahmen sie lachend hin, aber von Rückbezahlung war keine Rede.

Mein Prinzipal lebte in den Tag hinein, der neue Werkführer war vom Schlage des Prinzipals und die Gesellen vom Schlage des Werkführers. Kein Wunder, wenn das Geschäft den Krebsgang einschlug und immer rascher zurückgieng. Schon nach Ablauf einiger Wochen wurde bei Ablieferung der Arbeit nicht mehr ordentlich gezahlt; hatte ich fünf Thaler verdienet, so bekam ich einen, am folgenden auf Mahnung einen halben, weiterhin acht Groschen, und so gieng es fort; ich verdiente immer Geld und hatte keines. Das verleidete mir die Lust an der Arbeit, ich that was ich mochte, ohne daß der Prinzipal mir etwas zu sagen wagte, weil er mir immer schuldig war und mich sogar in die Lage brachte, meine Kleider zu versetzen, um leben zu können. Nach drei Monaten war es mit der ganzen Wirthschaft vorbei, der Fabrikherr gieng unter die Soldaten und die Gesellen mußten nach andern Meistern sich umschauen.

Nach einigen Wochen zwecklosen Umherschlenderns erhielt ich von einem Meister eine Drehbank, an der ich für ihn arbeiten sollte. Ich miethete mich bei einem verheiratheten Gesellen ein und fand eine Schlafstelle im Keller einer Schnapps- und Bierschenke. Hier kam ich in die rechte Schule. Der Wirth war Platzmeister der Brettschneider, Leute, welche mit eigenen Händen die Arbeit verrichten, die sonst durch Schneide- oder Sägemühlen bewerkstelligt wird. Einer oben, auf einem Gestell, zwei unten am Boden

stehend, zerschneiden sie mit einer Riesensäge mächtige Baumstämme zu Brettern und Dielen. Dazu gehört große Körperstärke, und gewaltige Kerle waren meine Brettschneider, im Sägen wie im Schnappstrinken. Einer von denen, welche bei der Arbeit oben ihren Stand haben, vermochte sich dort vor Schwindel nicht zu behaupten, bevor er eine Halbpfundflasche geleert hatte. Kleiderluxus trieben sie nicht; einer trug Sommer und Winter einen alten Soldatenmantel und weiter nichts, ein anderer hatte es bis zu einem Frack gebracht, obwohl nur einem gewesenen, der sinnreich durch Abschneiden der Schöße zu einer Jacke zugestutzt war Ihre Fußbekleidung bestand aus Holzpantoffeln, und kamen sie damit einhergeklappert, so glaubte man, ein Regiment Cavallerie sei im Anzuge.

Ich hatte die Ehre, ziemlich ein halbes Jahr lang an den geselligen Unterhaltungen dieser Leute Theil zu nehmen, welche natürlich sehr brettschneiderischer Natur waren. Hatten sie Samstags ihren Wochenlohn erhoben, der 6 bis 7 Thlr. betrug, so eilten sie heim in den Bumpskeller. War ich noch nicht da, so holten zwei mich ab, und hoben mich auch wohl aus der Drehbank und trugen mich auf dem Arm davon. Im Keller angelangt, setzten sie mich hinter den Tisch und eröffneten den Jubel damit, daß sie mich aufforderten, Eins zu singen. Nicht selten sangen und tranken wir ganze Nächte durch, dazwischen wohl auch ein Tanzvergnügen arrangirend. Unser Orchester war dabei durch einen Orgeldreher vertreten, den wir von der Straße hereinholten. Raum wurde geschafft, indem wir den Tisch auf das Bett hoben. Ich tanzte mit der Tochter des Wirths, einer kleinen, schwarzäugigen, zungenfertigen Berlinerin, die für mich den stärksten Anziehungspunkt des Bumpskellers bildete. Die Baumsäger theilten sich in die Wirthin nach einem

bestimmten Turnus, und wer eben leer ausgieng, schwang sich mit einem Collegen herum. So tanzten wir fünfzehn Schuh tief unter der Erde und unter dem Boden der civilisirten Menschheit, und gieng das Gedudel los mit Orgelum Orgelei, und wir drehten und schoben und drängten uns in dem engen Raum, und die Holzpantoffeln schlugen den Takt mit Geklipp und Geklapp, die ganze Scenerie eingehüllt in den magischen Nebel eines fuselduftigen Tabakqualms: so dünkten wir uns gar nicht so tief zu stehen, sondern auf dem Gipfel des Vergnügens.

Der Meister, für den ich jetzt arbeitete, war im Punkte der Bezahlung um kein Haar besser, als mein früherer Prinzipal. Das war nicht etwa Zufall, sondern Regel damals, indem man vielleicht unter zehn Meistern nur einen fand, der seine Arbeiter pünktlich bezahlte. Man schrieb diese unselige Wirthschaft den Folgen des plötzlichen Ueberganges zur unbeschränkten Gewerbefreiheit zu. Jeder junge Mann von einigem Vermögen, mochte er noch so unerfahren sein, benutzte die Gelegenheit, im Handumdrehen zum Herrn eines eigenen Geschäftes sich aufzuschwingen; aber dem raschen Aufschwung folgte der eben so rasche Fall.

Je weniger Geld ich bekam, desto weniger mochte ich arbeiten. Ich fieng an meine Kleider ins Pfandhaus zu tragen und Schulden zu machen. Einmal wurde mir sogar, weil ich die fälligen Handwerksgebühren nicht zahlen konnte, mein Rock versiegelt, was in der Weise bewerkstelligt wurde, daß man eine Schnur durch beide Aermel zog und die Enden auf die innere Seite des Kragens durch ein Siegel befestigte. Einen solchen Rock anzuziehen, war bei der stärksten Anziehungskraft unmöglich. Unter diesen Umständen kam ich zwar nicht auf den Strumpf, aber doch auf einen Stiefel, und einen zweiten borgte ich mir dazu von einem

Landsmann. War der eine zu stumpf, so war der andere zu spitzig, und dazu trug ich eine unversetzbare Hose, einen hochbetagten Frack und eine polnische Pelzmütze. In diesem Aufzuge schlenderte ich sonn= und wochentäglich bei hellem Sonnenschein durch die Straßen Berlins, mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als mit dem, daß zehn Jahre später Gedichten von mir die Ehre widerfahren sollte, in den Schulbüchern der Residenzstadt zu prangen.

Giengen die Gesellen den Weg des Verderbens, so strebten sie blos dahin, wo die Meister schon waren. Der dritte, zu dem ich kam, übertraf die beiden frühern — er zahlte gar nichts mehr. Als ich, von allen Mitteln entblößt, ihn um einen kleinen Vorschuß bat, gestand er offen, er sei selbst keines Pfennigs Herr, und doch arbeiteten vier Gesellen in seiner Werkstätte. Vom Hunger geplagt, beauftragte ich den Lehrjungen, mir vom nächsten Keller einen Imbiß zu holen. Der zuckte aber die Achseln und äußerte altklug: „I Jott, hier im janzen Revier wird den Meester un seinen Jesellen nischt jepumpt.“ Was machen? Was machen? Der Meister schnitt mir ein Stück Butterbrod vom seinigen ab, daß ich bei der Arbeit nicht gar ohnmächtig werde.

Einmal hatten wir die ganze Woche fleißig gearbeitet und den Sonntag dazu, ohne selbst ein Mittagessen zu bekommen. Gegen Abend rüstete sich der Meister und die Frau Meisterin zum Ausgehen, der erstere mit der Versicherung, er werde jetzt Geld schaffen. Aber den ganzen Abend harrten wir vergebens auf das Paar, auf das Geld, auf das Essen, und wir mußten hungrig zu Bette. Als er den nächsten Morgen nicht zahlte, bezahlten wir unserseits ihn, und zwar mit Fäusten und in der gröbsten Münzsorte. Man denkt, er lief zur Polizei? Nein, im Gegentheil:

als wir mit Fortgehen drohten, bat er uns noch dringlich, doch zu bleiben. Und wir blieben so lange, bis wir mit Mühe und Noth bis auf einen kleinen Rest unser Geld tropfenweise herausgepreßt hatten.

In dieser Zeit verkehrte ich mit zwei Gesellen meines Handwerks, die als Muster ihrer Art gelten konnten. Es waren Brüder, einander so ähnlich, daß man nicht unterschied, wer der ältere oder jüngere war, ähnlich besonders von hinten, mit Höckern so gleichmäßig gewölbt, als wären sie über einen Leisten geschlagen. Im nüchternen Zustande waren sie so gut wie todt, erst hinterm Schnappsglase fingen sie zu leben an, und veredelten sich desto mehr, je mehr sie tranken. Hatte der eine es glücklich zum ersten Stadium der Trunkenheit gebracht, so meldeten sich bei ihm die sittlichen Gefühle, hielt seinem Bruder Moralpredigten und fragte ihn streng, warum er sich so elend betrinke, betrinke in Schnapps, dieser ruchlosen Erfindung des Teufels. Dabei ergriff er seine Pulle, die aber leer war, und warf sie entrüstet in eine Ecke, daß die Scherben klirrten, um alsbald nach einer vollen zu rufen. Inzwischen war der Gescholtene gleichfalls zur Tugendstimmung vorgerückt und beklagte seinerseits, daß der Bruder dem Laster der Trunksucht ergeben sei. Im zweiten Stadium der Trunkenheit kam es zu handgreiflichen Beweisführungen, wobei den Eiferern die Erhabenheiten der Rückseite sehr zu statten kamen, da sie den geschwungenen Fäusten die schönsten Anhaltspunkte darboten, und es wurde denn auch weidlich darauf gedroschen. Aber das dritte Stadium rückte heran und mit ihm kam die Scene der rührendsten Versöhnung, bei immer noch mehr Schnapps. Einer dieser edlen Brüder nahm ein seiner würdiges Ende. Eines Sonntagabends wie gewöhnlich betrunken nach Hause wankend, brach er unter der Wucht

seiner Ladung zusammen, in der Nähe einer Pumpe. Das war zu verlockend, einige Vorübergehende widerstanden der Versuchung nicht, den Brand durch ein paar derbe Güsse zu löschen. Sie setzten den Durchnäßten unter eine Hausthür, und weil der Winter eben seine Geißel schwang, so saß er am andern Morgen noch da, steif gefroren, eine Leiche.

Wenn wir selten so glücklich waren, von unsern Meistern Geld zu bekommen, so ist damit nicht gesagt, daß wir einen weisen Gebrauch davon machten, wenn uns unerwartet eins in die Hände fiel. Eines Tages stürzte einer unserer Bekannten in die Werkstätte mit dem Freudenruf, er habe eine Erbschaft von 15 Thlrn. gemacht, die alsbald verjubelt werden mußten, und auch wir steuerten was wir besaßen dazu bei. Am Nachmittage des nächsten Sonntags giengen wir unserer fünf mit dem Gelde und dem Vorsatze aus, nicht eher heimzukehren, bis der letzte Pfennig darauf gegangen sei. Wir eilten von einem Vergnügen zum andern und ankerten schließlich in der Herberge, wo wir bis über Mitternacht hinaus verweilten. Um in der Frühe für die Fortsetzung gleich beisammen zu sein, wurde beschlossen, auf das Bett zu verzichten und bis Tagesanbruch spazieren zu gehen. Also schlenderten wir in der schönsten Sommernacht zum Thore hinaus auf dem Weg nach Treptow. Am Saum eines Waldes, der ein Kornfeld begrenzte, legten wir uns ins Gras, um ein wenig zu schlafen. Nur Einer blieb wach und vertrieb sich harmlos die Zeit mit Kornblumenpflücken. Als die Sonne sich erhob, erhoben wir uns mit. Wir zählten unsre Häupter, und es fehlte keines, aber dem einen der Hut. Der ihn vermißte, erhob einen gewaltigen Lärm, obwohl der elende Kopfdeckel keinen Groschen werth war. Der Kornblumenpflücker sagte, er habe einen Mann bei uns halten und den Schafgraben entlang

gehen sehen. Noch war er in der Ferne sichtbar, und alsbald wurde Jagd auf ihn gemacht Der Hutberaubte stand im Rufe eines großen Raufers und hatte mehr als einmal eine Stube voll Menschen allein in die Flucht geschlagen. Sobald er den Fremden erreicht hatte, stürzte er sich wie ein Tiger auf ihn, erfaßte ihn mit Eisenfäusten von hinten an den Schultern, hob ihn in die Höhe und stauchte ihn mit solcher Gewalt zusammen, daß ich dachte, er müsse ihm alle Knochen übereinander geschoben haben. Damit nicht zufrieden, fing er an, auf ihn loszuhauen, als wollte er ihn gar zu einem Teige verarbeiten. So gemartert, sagte der Fremde, er habe den Hut ins Korn gestellt. Aber dem war nicht so, denn wir sahen ihn im Wasser schwimmen, aus welchem wir ihn, damit kein Zweifel bleibe, hervorholten. Nun wurde der Hutränber von neuem in unerhörter Weise durchgewalkt, und weil es ein alter Taugenichts war, von Keinem sonderlich bedauert.

Nach Vollführung dieser Heldenthat wanderten wir zur Stadt zurück und von einer Kneipe in die andere. So trieben wir's fort drei Tage und drei Nächte. Einmal übernachteten wir im Thiergarten, ein andres Mal auf der Hasenhaide. In der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag giengen wir wieder außerhalb der Stadt spazieren und legten uns ermüdet auf einen Rasenhügel zum Schlafen nieder. Als wir bei Tagesanbruch erwachten, fanden wir, daß wir uns nur etwa zweihundert Schritte vom Galgen entfernt gelagert hatten. Zweihundert Schritte vom Galgen! mir war nicht wohl bei dem Gedanken, obwohl meine Gefährten sich darüber lustig machten. Näher gehend, gewahrten wir Galgen und Rabenstein massiv aus Stein aufgeführt. Der Keckste unter und stieg den Rabenstein hinan und oben stehend schrie er, indem er ein altes, blauseidne

Tuch aufhob und es sofort, sein eignes wegwerfend, sich um den Hals knüpfte: „Gott verdamme mich! Da finde ich eine Halsbinde, die zu brauchen ist, während die meinige nichts mehr taugt. Der arme Sünder, dem sie wahrscheinlich gehörte, brauchte sie nicht mehr, nachdem ihm eine andere Binde um die Gurgel gelegt war. Er hat sie mir offenbar als Erbschaft hinterlassen, und ein Hundsfott, wer sie ausschlägt!" Mich überlief's, aber die Andern schlugen ein unbändiges Gelächter auf.

Will man die Leute verdammen? Sie waren nicht eigentlich schlecht und die fleißigsten Arbeiter, wenn sie einmal in der Drehbank standen. Nur hatte das Geld freilich keine Ruhe bei ihnen; was verdient war, mußte verthan werden. Aber das ist ja nicht allein unter Gesellen der Brauch. Es kommt bei der Beurtheilung solcher Dinge viel auf den äußern Schnitt an. Der Handwerksbursche, der seinen Lohn vertrinkt, ist ein Säufer und Lump; dagegen der Student, der das Geld seines Vaters verthut, einfach ein flotter Bursch. Wenn die Bauernbursche einander mit Messern zu Leibe gehen, so ist das eine unerhörte Rohheit; dagegen wenn Offiziere oder Studenten mit Säbeln und Pistolen gegen einander zu Felde ziehen, so ist das die Blüthe des feinsten Ehrgefühls.

Die erzählte dreitägige Zechfahrt war die letzte dieser Art, die ich mitmachte. Ich war des wüsten Treibens überdrüssig und ließ mir den Galgen eine warnende Denksäule sein. Der erste Schritt zur Umkehr war das Aufsuchen eines ordentlichen Meisters, deren schon auch zu finden waren, wenn man sich ernstlich Mühe gab. Als ich einen solchen um Arbeit ansprach, meinte er, von mir habe er schon gehört und mein Name werde in erster Reihe genannt, wenn von Berliner Taugenichtsen die Rede sei:

Ich versicherte, daß ich zu ihm käme eben darum, weil ich nicht mehr sein wolle, wozu das Gerücht mich stemple. Er gab mir Arbeit.

Nun brach ich vollständig mit meinem frühern Umgange und arbeitete und sparte so fleißig, daß ich bald die versetzten Kleider einlösen und meine Schulden bezahlen konnte. Sonntags blieb ich daheim in meiner Schlafkammer und las eifrig Räubergeschichten, vor allen den Rinaldo Rinaldini; denn damals wußte ich noch kaum von anderer Lektüre. Wer hätte mich aufmerksam machen sollen? Wer dachte damals an die Gründung von Volksbibliotheken und Arbeitervereinen? Um wie viel ist es in dieser Beziehung besser geworden! Ich brachte aber den Rinaldo zugleich in Ausführung, indem ich einen Vertilgungskrieg führte gegen die Wanzen, die in großen Heeresmassen an den Wänden auf- und abmarschierten. Jeder in den Räubergeschichten erzählte Todtschlag kostete einer Wanze das Leben.

Nach und nach wurde ich mit ordentlichen Gesellen bekannt und suchte mit diesen anständigere Vergnügungen auf, als die bisher gepflogenen. Ich gieng ins Theater, in den Thiergarten, ins Elysium, nach Charlottenburg und ähnlichen Vergnügungsorten. Die Genossen der alten Bande nahmen mir das gewaltig übel, aber ich ließ mich so wenig irre machen, als Eli Lora der Räuberhauptmann nach seiner Bekehrung. Beim Stralauer Fischzuge traf ich mit einigen zusammen, die, im Grase hinter riesigen Kümmelflaschen lagernd, mich sofort anschrieen, mir zutranken und einen Beitrag von zwei Groschen zum Gelage forderten. Ich that Bescheid, gab die verlangte Steuer und entfernte mich. Dafür machten sie mir die tiefsten Bücklinge, nannten mich „Herr Baron“ und meinten, ich stecke bis über die Ohren in Battist, weshalb ich zu ihrer Gesellschaft

allerdings nicht mehr passe. Ich ließ sie reden und gieng meines Weges. Von der Zeit an sah ich sie kaum noch, denn an anständigen Orten waren sie nicht zu finden.

Ich fieng wirklich an, ein wenig den Baron zu spielen. Während des letzten Winters, den ich in Berlin zubrachte, gieng ich entweder ins Theater, oder in Faust's Wintergarten, wo ich unter einem Orangenbaum, von unechten Schweizerinnen und Tirolerinnen bedient, mit vornehmer Nachlässigkeit meinen Punsch trank. Dies war die höchste Stufe der feinen Lebensart, zu der ich je mich emporzuschwingen vermochte.

Daneben erübrigte ich mir den Winter hindurch so viel, daß ich wieder ans Reisen denken konnte, und ich beschloß, nun noch bis Fastnacht in Berlin zu bleiben. Ich that, wie beschlossen, schnürte am ersten Samstag nach der Fastnacht des Jahres 1835 mein Bündel und wanderte Nachmittags in Begleitung meiner Nebengesellen zu demselben Thore hinaus, in welches ich vor anderthalb Jahren eingezogen war. Das war ein anderer Abschied, als der von Meißen; ich verließ Berlin so gleichgiltig, als gienge die Stadt mich gar nichts an.

In Schönfeld von meinen Begleitern Abschied nehmend, reiste ich über Potsdam und Wittenberg nach Leipzig. Von Regen und Kälte vielfach belästigt, dazu Nachts nur auf Stroh schlafend, zog ich mir ein Reißen in den Gliedern zu, namentlich in den Knieen, die mich so furchtbar schmerzten, daß ich mich nur mit Mühe noch fortschleppte. Kaum eine Stunde von Leipzig entfernt, konnte ich nicht weiter und ließ mich erschöpft auf einen Stein am Wege nieder, auf Hülfe harrend, aber vergebens die vorüberfahrenden Kutscher anrufend. Es war Abend geworden, trübe schien der Mond vom Himmel, die Straße wurde stiller und

menschenleerer, nur Gebell von Hunden schlug von Zeit zu Zeit an mein Ohr, in fernen Dörfern flimmerten matte Lichtlein, unheimlich pfiff ein kalter Wind mir um die Ohren, ich schauerte zusammen, der Schlaf übermannte mich und ich wußte von nichts mehr. Nachdem ich so in halber Erstarrung eine Zeitlang gesessen, wurde ich geweckt durch heftiges Rütteln an den Schultern. Ich schaute auf und sah einen schlichten Mann vor mir und in der Nähe einen Leiterwagen, der ihm gehörte. Dieser Mann that aus freiem Antriebe an mir, wozu die vornehmen Kutscher sich auf mein Hülferufen nicht hatten entschließen können. Er hob mich auf den Wagen und fuhr mich nach Leipzig, bis zu meiner Herberge, wo wir etwa um 11 Uhr Nachts anlangten. Ich wollte ihn bezahlen, aber er nahm nichts und bezeugte seine Freude darüber, daß er mich vom wahrscheinlichen Tode des Erfrierens errettet hatte.

In Leipzig fand ich einen Meister, der sich liebend meiner annahm und mir den Aufenhalt im Spital ersparte. Als ich ihm sagte, daß ich mich vorzüglich mit Perlmutterarbeit beschäftigt habe, meinte er, die ließe sich am warmen Ofen ausführen, daß ich bequem genesen könnte. Schon nach wenigen Tagen war ich vollommen wieder hergestellt.

Ich arbeitete meist in Lindenau, wo der Meister eine Besitzung hatte und bereits vier Gesellen arbeiteten, vortreffliche junge Leute. Einer derselben fieng einmal beim Zubettgehen in hohem Tone zu deklamiren an:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt u. s. w.

Als er aufhörte, stand ich wie versteinert da und fragte ihn athemlos, ob es nicht weiter gehe. „Ich kann's nicht weiter," war seine Antwort. Darauf bat ich ihn, das Hergesagte zu wiederholen, und er that es. Ich war so

hingerissen, daß ich vor Aufregung die halbe Nacht nicht schlief. Ich ließ mir später das Bruchstück noch so oft wiederholen, bis ich es selbst auswendig wußte. Dann sagte ich mir's wohl hundert Mal mit einem Entzücken ohne Gleichen vor. Doch ahnte ich damals noch nicht, was später einmal sich daraus entwickeln sollte.

Während der Ostermesse hatte ich das Vergnügen, meinen vormaligen Meister, oder vielmehr Lehrherrn, aus Meißen wieder zu sehen, der mich einlud, zu ihm zurück zu kehren, sobald es mir anderswo nicht mehr gefallen wollte. Beim Abschiede schenkte er mir einen Pfeifenkopf mit einer Abbildung der Stadt Meißen.

Meine Mutter schrieb mir inzwischen, ich möchte zu Hause kommen, da sie allein und verlassen da stehe und die Sehnsucht sie verzehre, mich wieder zu sehen. Ich erfüllte ihren Wunsch, nur noch wenige Monate in meiner bisherigen Stellung verbleibend, ohne den Vorsatz aufzugeben, bei erster bester Gelegenheit wieder in die weite Welt zu gehen.

Eines schönen Montags brach ich auf und reiste über Altenburg, Zwickau und Plauen nach Hof, wo mir durch die mir ganz ungewohnt gewordene Grobheit der Polizei erst recht zu Bewußtsein geführt wurde, daß ich den heimathlichen Boden wieder betreten hatte. Mit einigen Genossen verfügte ich mich zum Zweck des Visirenlassens Abends auf das Paßbureau, um sofort weiter reisen zu können. Da schnurrt uns ein vierschrötiger Beamter gleich entgegen: „Führt euch der Teufel auch noch her? 'Naus!! Einer nach dem Andern soll herein!" Das war der liebliche Kühreihen, der aus der Heimath mich entließ und in der Heimath mich begrüßte.

Weiter gieng's das Fichtelgebirge entlang über Baireuth nach Gräfenberg, wo mich die Sehnsucht überkam, das nur

eine Stunde von dort entfernte Dorf meiner Geburt zu besuchen, das ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich gieng, und als ich von einer Anhöhe herab das Dorf im Schoße des Thales ruhen sah und es selbst endlich wieder betrat, fühlte ich mich so heimathselig, als wär' ich nie von dort weggekommen und alles später Erlebte ein Traum.

Ich suchte alsbald meinen Jugendfreund Thomas Gutenberger auf, mit dem ich in der Kinderzeit ganze Tage zusammen verbracht hatte. Groß war seine Freude, als ich zu ihm kam, und lange wurde geplaudert von dem, was Jeder erlebt hatte. Nach der Ann'l mich erkundigend, mußte ich vernehmen, daß man sie vor einigen Wochen ins Grab gesenkt habe. Mehrere Jahre hatte sie ein Verhältniß gehabt mit einem jungen Mann, der sie schließlich sitzen ließ und eine Andre heirathete, worüber ihr das Herz gebrochen war.

Nach Tisch begleitete mein Freund mich eine Strecke zum Dorfe hinaus, gerade so weit wie damals, als ich mit meiner Mutter in die Stadt zog. Seine Schwester hatte auf meinen Wunsch einen Kranz von Feldblumen gewunden, den ich, am Kirchhofe vorbeikommend, auf das noch frische Grab der Ann'l legte, als Zeichen der Dankbarkeit für den Kranz von Liedern, den sie um mein jugendliches Herz geschlungen hatte.

Ich stieg den Berg hinan, den ich in frühester Jugend so oft mit meiner Mutter überschritten hatte und der mir Veranlassung gewesen war, über die Größe der Welt zu staunen. Jetzt hatte ich etwas weiter in der Welt mich umgesehen, und doch, welch ein einziges Fleckchen des großen Ganzen hatte ich erst kennen gelernt! Je weiter wir kommen, desto deutlicher sehen wir die unendliche Größe des Unerreichten ein.

Eh' ich von Leipzig abgereist war, hatte ich meiner

Mutter geschrieben, daß ich in acht Tagen bei ihr sein werde. Sie erwartete mich also und ich beschleunigte, nach dem kleinen Abstecher, den ich gemacht, meine Schritte um so mehr. Auf der Heroldsberger Höhe angelangt, tauchten zum ersten Mal wieder die Thürme der alten Reichsstadt und die hohe Kaiserburg, im Gold der Abendsonne leuchtend, vor meinen trunkenen Blicken empor. Tief bewegt, stand ich einen Augenblick traumversunken da und konnte des ergreifenden Anblicks nicht satt werden.

Aus dem Waldesdunkel tretend, gewahrte ich in einiger Entfernung eine weibliche Gestalt, die mir raschen Schrittes entgegen gieng. Ich ließ sie nicht aus den Augen, immer näher kam sie, und trat zu mir heran — die Mutter, die Mutter! Wer vermag die Wonne des Wiedersehens zu beschreiben? Weinend sank sie mir in die Arme und konnte lange vor Schluchzen nicht zu Worte kommen. Sie faßte sich endlich und dann giengs an ein Fragen und ein Thränentrocknen und ein Verwundern, wie ich so groß geworden, und abermaliges Weinen und Fragen ohne Ende. Und ich müsse wohl hungrig sein, meinte sie, als wir zu Hause angekommen waren, und was ich denn essen und was ich denn trinken wolle, und da half all mein Behaupten nichts, daß mir vor Freude aller Appetit vergangen, — ein Kaffee mußte gemacht und getrunken werden. Giebt es denn in der weiten Welt ein Wesen, das einer Mutter gleicht?

Nach einigen Tagen der Ruhe schaute ich nach Arbeit um, aber fand keine. Ich wollte wieder fort, aber die Mutter beschwor mich, zu bleiben und den Versuch zu machen, in Fürth bei meinem frühern Meister unterzukommen. Das that ich, obwohl nicht gern, und fand Arbeit. Erst nachdem ich ein ganzes Jahr in Fürth zugebracht, bot sich Gelegenheit, in Nürnberg Arbeit zu bekommen. Die Mutter war

überglücklich, mich in ihrer Nähe zu haben, vergnügte Tage begannen für uns, ich besuchte sie oft und nie fühlte ich Mißbehagen in ihrem heimlichen Stübchen.

Eines Tages (es war im Jahre 1837) fand ich in meiner Wohnung ein altes, abgegriffenes Buch. Ich nehme es mit auf die Hallerwiese, lasse mich dort auf eine Bank nieder, schlage das Buch auf — und das Erste, worauf mein Blick fällt, ist Schiller's Lied von der Glocke. Da hatte ich das Kunstwerk also ganz vor mir, dessen Anfang mir so merkwürdig gewesen war. Ich las und las, bis ich mir das Gedicht völlig zu eigen gemacht hatte.

Von diesem Zeitpunkt an fühlte ich mich getrieben, ich weiß nicht wie, den Versuch zu machen, ob mir nicht selber Verse gelingen möchten, ohne noch recht zu wissen, was ein Vers eigentlich sei Ich hätte mich darüber gern unterrichten lassen, kannte aber Niemand, der sich darauf verstand. Meine Mitgesellen lachten mich aus, und andere wohlwollende Freunde munterten mich zwar auf, wenn mir die Lust ausgehen wollte, vermochten mich aber auch nicht weiter zu fördern.

Um für meine Ansäßigmachung als Drechsler, die sich nach den damaligen Gewerbseinrichtungen weit hinaus ziehen konnte, vorläufig etwas zu thun, machte ich um diese Zeit das Meisterstück.

Durch Vermittlung eines Bekannten kamen meine dichterischen Versuche im Herbst 1840 in die Hände des Buchhändlers Julius Merz, der erst kurz vorher den noch bestehenden litterarischen Verein gegründet hatte. Die Folge war, daß ich nach einigen Wochen in den Verein als Mitglied aufgenommen, meine Versuche dort vorgetragen und ich von allen Seiten aufgemuntert und unterstützt wurde. Vorzüglich geschah dies durch den Gründer des Vereins, der mich in den Kreis seiner liebenswürdigen Familie einführte,

mir ein wahrer Freund wurde und nicht ermüdete, mich zu fördern. Obwohl ich von jetzt an fleißig dichtete, vernachlässigte ich darüber keineswegs mein Geschäft, indem ich damals, wie heute noch, täglich 14 Stunden an meiner Drehbank arbeitete.

Im Januar 1841 fing meine gute Mutter an zu kränkeln und schon einige Wochen darauf war sie eine Leiche. Bei ihrer Beerdigung stürmte und schneite es so, daß der Geistliche den Sarg in die Kirchhofkapelle tragen lassen mußte, um dort die Einsegnung vorzunehmen. Als sie hinuntergesenkt wurde in das kühle Bett, von welchem Niemand mehr aufsteht, verweilte außer mir und den Schulknaben, die ihr das letzte Schlummerlied sangen, Niemand am Grabe.

So oft ich auf den Kirchhof geh',
Denk' ich, was ich empfand,
Als ich an deinem off'nen Grab,
Du gute Mutter, stand.

Wie wehten da die Flocken dicht
Auf deinen Sarg hinab,
Als wollt' der Himmel geben dir
Ein Leichentuch ins Grab.

So trüb war deine Lebenszeit
Wie dieser Wintertag,
Viel And'res hast du nicht gekannt,
Als Sorgen, Müh' und Plag'.

D'rum hielt sich auch mit dem Sermon
Nicht lang der Priester auf; —
Dein ganzer Reichthum war dein Herz,
Da giebt die Welt nichts d'rauf.

Und keine Freunde drängten sich
Voll Trauer um dich her; —
Ach! ich hab' nur allein geweint,
Doch Thränen viel und schwer.

Lange konnte ich den Gedanken nicht fassen, daß ich sie nicht nicht mehr haben sollte. Noch oft ging ich, wenn Feierabend gemacht war, den gewohnten Gang in die Gasse, wo sie gewohnt, und erst, wenn ich schon vor dem Hause stand, fiel mir ein, daß sie ja gestorben war.

Die Tante lebte noch und sprach auf die Benachrichtigung vom Tode meiner Mutter ihr herzliches Bedauern gegen mich aus. Bei dieser Gelegenheit will ich kurz berichten, welchen Ausgang die Laufbahn ihres Sohnes nahm. Nachdem er mehrere Jahre bei dem Cadettencorps zu München zugebracht, ohne bedeutenden Fortschritt zu machen, trat er in der Linie ein, wurde Korporal und nach fünfzehnjähriger Dienstzeit, im Jahre 1848, endlich Lieutenant. Doch schon nach einigen Jahren wurde er von der Anstrengung, diesen hohen Posten auszufüllen, durch Pensionirung befreit. Das war das Ende des Traums vom Ingenieur-Offizier mit Federhut, Schleppsäbel und Sporen.

Noch vor dem Tode meiner Mutter hatte ich ein braves Mädchen aus Sachsen kennen gelernt, welches bei einem hiesigen Kaufmann ein Strohhut-Geschäft einrichtete. Als ich sie zum ersten mal sprach und sie nach ihrem Geburtsort fragte, nannte sie das Städtchen im Erzgebirge, durch welches ich ehemals mit jenen zwei Stromern, dem Schmidt und dem Schneider, durchgekommen war, während die Mädchen strohflechtend vor der Thüre saßen und das Bergmannslied sangen, in das ich einstimmte. Ich erzählte ihr dies, doch fand sich, daß sie damals nicht daheim, sondern in Dresden gewesen war. Die angeknüpfte Bekanntschaft wurde fortgesetzt und hatte zur Folge, daß ich sie später zu meiner Frau erwählte.

Um diese Zeit erfreute ich mich des Glückes, von den verschiedensten Seiten die vortrefflichsten Bücher zum Lesen

zu bekommen und auf diese Weise meine lang gehegte Sehnsucht nach Erweiterung meiner Kenntnisse befriedigt zu sehen. Daneben machte ich fleißig Gedichte, arbeitete jedoch immer noch als Gesell bei diesem oder jenem Meister. Deren lernte ich zwei von ganz entgegengesetzter Gesinnung kennen. Der eine, bei dem ich mehrere Jahre arbeitete, konnte durchaus nicht leiden, daß ich außer der Arbeitszeit in der Werkstätte sitzend las oder schrieb. Er behauptete, daß man dann zur Zeit der Arbeit nicht an diese, sondern nur an das Gelesene denke. Suchte ich ihn zu widerlegen, so wurde er heftig. Gleichwohl machte ich seit Jahren alle vorkommenden Arbeiten zu seiner vollsten Zufriedenheit. Er selbst nahm freilich nie ein Buch in die Hand, ihm war das Geld Alles, und er unterschied nur zwei Sorten von Menschen: diejenigen, welche haben und diejenigen, welche nicht haben. Von diesen zwei Sorten wurde natürlich nur die erstere von ihm geachtet und anerkannt, ohne alle Rücksicht auf den inneren Werth des Menschen. Dies war mir zuletzt unerträglich und ich suchte daher Arbeit bei einem Andern, die ich auch glücklich fand.

Mein neuer Meister war ein braver Mann, der auch an andern Dingen seine Freude hatte, als an solchen, die nur auf's Geldmachen ausgehen. Es gefiel ihm sogar, daß ich Gedichte machte und er rühmte nicht selten Abends im Wirthshause, was für einen gescheiten Gesellen er habe. Er wußte recht wohl, daß ich über das Dichten sein Geschäft durchaus nicht vernachläßigte.

Manchmal bat er mich, ihm von meinen Gedichten etwas vorzulesen, über welche er dann in wohlwollender Weise seine Ansicht aussprach. Wenn ich Zeit verlieren mußte wegen der Gänge um das Meisterwerden, und das Versäumte während des Feierabends nachholen wollte,

sagte er: „das brauchen Sie nicht, Sie bringen mir das schon am Tage wieder ein.“

Unter den damaligen Gedichten ist eines, welches nach wenigen Jahren Eingang in zahlreiche Schulbücher Nord- und Süddeutschlands und sogar über den Ocean gefunden hat. Um deswillen mag manchem Leser es nicht unwillkommen sein, es hier abgedruckt zu finden:

Der Besenbinder.

Ich bin der Besenbinder Veit,
Das ist mein ganzer Titel;
Zufrieden doch zu jeder Zeit,
Trägt gleich mein Weib ein schlechtes Kleid,
Ich einen groben Kittel.

So sind wir doch einander gut,
Könnt' ohne sie nicht leben,
Und hätte nimmer frohen Muth,
Thät' auch im Dorf sein Rittergut
Der gnäd'ge Herr mir geben.

Wenn ich so meine Besen bind'
Und sie sitzt mir zur Seite,
Hat auf dem Schooß das kleinste Kind
Die andern emsig und geschwind
Arbeiten, welche Freude.

Die Zwecke da das eine schnitzt,
Das and're legt die Reiser,
Das dritte mir die Weiden schlitzt,
Das viert' die Stiele schält und spitzt
Und's fünfte schreit sich heiser.

Ich aber sing ein fröhlich Lied
Und lass' den Himmel walten,
Und danke stets für seine Güt',
Daß er mir immer mein Gemüth
Wie mich gesund erhalten.

Leicht wird mir so die Arbeit dann,
Wenn gleich oft Sorgen harren,

Und ist sie fertig, frisch voran
Fahr' ich zur Stadt, ein Besenmann,
Mit meinem Schiebekarren.

Wohl durch die Gassen eng und breit
Geht's dann im Tritt im festen,
Und Keiner ist, der besser schreit.
„Kauf Besen, kauft, es ist der Veit!
Er hat die Allerbesten!"

Bald ist vollendet der Verkauf,
Sei's Sommer oder Winter,
Und heimwärts geht's in raschem Lauf
Die Berg' und Hügel ab und auf,
Zur Freude meiner Kinder.

Sie kommen, als gäb's einen Schmaus,
Entgegen ganze Strecken,
Da sucht man mir die Taschen aus,
Und frohen Sprunges geht's voraus
Dann mit den Kreuzerwecken.

Nun sagt, wo ist ein reicher Mann,
Der Güter hat und Titel
Und der, mit Seide angethan,
In seinem Schmuck sich freuen kann,
Wie ich im groben Kittel?

Im Jahre 1842 wurde ich Meister und verheirathete mich. Von da an verlief mein Leben stiller und einförmiger, unter Arbeiten an der Drehbank, welche Perlmutterwaaren zu Tage förderten, und dichterischem Schaffen, dessen Hauptergebnisse ich hier in Kurzem mittheile. Bald nach meinem Meisterwerden wurde ich von hiesigen Buch- und Kunsthändlern zur Anfertigung von Kinderschriften in Versen aufgefordert, und mit Vergnügen darauf eingehend, habe ich nach und nach wohl zwanzig solcher Schriften angefertigt, welche mit Bildern versehen, theils unter meinem wahren Namen, theils unter dem Namen Blumau erschienen sind.

An schönen Sonntagen ging ich mit meinem flachshaarigen Töchterchen hinaus auf die Felder und Wiesen, und dichtete so, von der einfachen Natur und dem Anblick der spielenden Kleinen angeregt, meine Kinderverse.

Im Jahre 1845 erschien in der Bauer und Raspe'schen Buchhandlung dahier (Julius Merz) meine erste Gedichtsammlung, welche 1848 neu aufgelegt wurde, und 1853 folgte „Blüthen und Dornen", ein lyrisch-episches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert, 1854 neu aufgelegt. Im Verein mit Jul. Merz dichtete ich den 1856 neu erschienenen Liedercyclus „Dir". Ferner erschienen: 1858 bei Bauer und Raspe ein zweites lyrisch-episches Gedicht: „Der lustige Essenschmied, ein Wander- und Stromerleben aus früherer Zeit"; in demselben Jahre eine Textunterlage zu Hans Holbeins Todtentanz, gestochen von Chr. v. Mechel, bei Uhler in Uttweil; 1860 eine Jugendschrift, das Stadtthor", mit Holzschnitten von A. Gaber, bei Karl Flemming in Glogau. Auch dichtete ich fleißig in Nürnberger Mundart für Dr. Frommann's wegen Mangels an ausreichender Theilnahme wieder eingegangenen Zeitschrift „Deutschlands Mundarten", und lieferte auch für andere Zeitschriften hin und wieder Beiträge.

Durch meine Mutter von der Ausführung des Entschlusses, auf's neue in die Fremde zu gehen, zurückgehalten, kam ich seit meiner Rückkehr nur selten über die Umgebung Nürnbergs hinaus. Noch einmal reiste ich nach München, die Kunstschätze der Residenz zu bewundern und die Tante zu besuchen, die ich zum letzten Mal sah, da sie wenige Monate darauf starb. Um so häufiger wanderte ich hinaus in die frische, freie Natur, namentlich in die fränkische Schweiz, wo ich mit meinem treuen Freunde und Begleiter dem Schreinermeister Wunder manche schöne Stunde verlebt

habe. Da ist kein Dorf und kein Weiler, den wir nicht vereint durchstrichen hätten und oft erblickte ich auf solchen Wanderungen von den Bergen aus mein heimatliches Dorf, ohne daß ich doch dazu kam, bis dahin meine Schritte zu lenken.

Meine den 22. Juni 1841 geborene, inzwischen zur Jungfrau herangereifte Tochter Bertha, welche eben so große Freude an solchen Wanderungen fand, als ich, hatte bisher nur kleinere Ausflüge gemacht, abgesehen von einer Reise, die sie als kleines Kind mit ihrer Mutter in deren Heimat machte. Sie bat mich daher oft, einmal meine Heimat mit ihr zu besuchen. Im Jahre 1860 sah sie endlich ihre Bitte in Erfüllung gehen. Eines Sonntag Morgens machten wir uns auf, meine Frau, meine Tochter und ich, ein Strecke zu Wagen, die übrige zu Fuß zurücklegend. Fünf und zwanzig Jahre waren verflossen, seit ich zum letzten Mal dort gewesen. Als wir das Thal betraten, äußerten meine Begleiterinnen die lebhafteste Freude über die Schönheit der Gegend und zankten mich aus, daß ich sie nicht schon früher hingeführt. Beim Eintritt in das Dorf fanden wir zu unserer freudigen Ueberraschung, daß gerade Kirchweih gefeiert wurde. Wo wir gingen, schauten die Leute aus den Fenstern, aber Niemand kannte uns Im Wirthshause, wo ein ungemein reges Leben herrschte, bestellten wir unser Mittagessen und setzten uns unter die Bauern. Auf einmal ging die Thür auf und herein trat ein Jugendfreund von mir — das gab Freudenrufe auf beiden Seiten. Er setzte sich zu mir und erklärte den Bauern, wer ich sei. Manche meinten, sie könnten sich meiner noch dunkel erinnern, aber die meisten wußten nichts von mir, obgleich ihre Kinder auch in ihren Schulbüchern den Besenbinder Veit hatten.

Nach Tisch bauten zwei Krämer ihre luftigen Leinwandbuden vor unsern Fenstern auf, die eine mit Spielwaaren, die andere mit Zuckersachen ausrüstend, welche bald die Kinder heranlockten und deren brennende Gelüste erregten. So standest du, rief's in mir, auch einmal da mit deinen paar Kirchweihkreuzern und wußte nicht, was du zuerst kaufen solltest. Es wurde immer lebhafter, das Jauchzen der Bursche erscholl, die mit ihren Dirnen aus den Nachbardörfern angezogen kamen, und die Musikanten bliesen schmetternd zu den Fenstern hinaus, zum Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte. Da betrat auch ich den Saal wieder, wo ich als kleiner Knabe in eine Ecke gedrückt, in stiller Bewunderung auf die Cimbalschlägerin geschaut hatte. Wie klein und enge erschien mir Alles jetzt gegen damals — der niedrig gedrückte Raum, die kleinen Fenster — das Ganze war eben nur eine Dorfbauernstube. Ich führte meine Frau und Tochter im Orte herum und zeigte ihnen das Haus, wo ich mit meiner Mutter gewohnt, die Wiese, wo wir Knaben uns getummelt und den Birnbaum, unter welchem wir gespielt hatten, und sie freuten sich, alle die Tummelplätze meines kindlichen Spielens und Treibens zu sehen. Gegen Abend fuhren wir nach Hause zurück und lange noch sprach unsere Bertha von den frohen Erlebnissen dieses Ausfluges.

Den darauffolgenden Winter wurden die Vorbereitungen zu dem im Juli 1861 in Nürnberg gefeierten großen deutschen Sängerfeste getroffen, und ich hatte die Freude, thätigen Antheil daran nehmen zu dürfen, namentlich durch Beiträge zu den dichterischen Arbeiten. Monatelang freuten wir uns auf das großartige Fest, namentlich meine Tochter, die geschäftig ihre Kleider herrichtete, um in einem des Festes würdigen Glanze auftreten zu können. Der lang ersehnte Tag erschien, an welchem die Sänger aus allen

deutschen Gauen in die festlich geschmückte Noris einzogen. Alles jubelte ihnen entgegen, auch wir sahen die frohen Schaaren ankommen, mußten aber zugleich mit bekümmertem Herzen auf unsere Tochter blicken, die neben uns einherschlich — ach Gott! so böse Ahnungen weckend, daß uns alle Freude darüber vergieng. Als ich sie am ersten Festtage in die prächtige Sängerhalle führte und der tausendstimmige Gesang durch die weitgedehnten Räume brauste, zuckten Strahlen der Freude über ihr bleiches Gesicht. Kaum weniger war sie erfreut, den Componisten des ihr so lieben Liedes „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n“ hier zu finden und mit ihm sprechen zu können. Die Sängerhalle verlassend, betraten wir den Festplatz und mischten uns unter die wogende Menge. Da sprach sie mit wehmüthigem Lächeln zu mir: „Führe mich am Arm! heute bin ich stolz, daß du mein Vater bist,“ und Thräuen traten ihr in die Augen.

Die Freude verjauchzte, die Sänger zogen heimwärts, der letzte Schmuck der Häuser verschwand und aus den Werkstätten tönte wieder das Schnurren der Räder, das Pochen der Hämmer; aber bei uns waren der Jammer und das Elend eingezogen: unsere Bertha siechte dahin, alle ärztliche Hülfe war vergebens, und nach wenigen Monaten stand ich an der Leiche meines geliebten einzigen Kindes, in der Vollblüthe ihrer Jugend, im zwanzigsten Lebensjahre, durch den unerbittlichen Tod den Eltern für immer entrissen. Meine Freude und mein Glück wurde mit ihr eingesargt, trostlos stehe ich an ihrem Grabe und breche in tiefe Klagen aus:

So ist es doch! vom Schicksal mir beschieden,
Daß ich mein Kind, dir in das Grab muß seh'n;
Du schlummerst wohl da unten tief in Frieden,
Doch um den Frieden ist's bei mir gescheh'n.

Der Compaß warst, mit dem ich frisch gesteuert
Das lecke Schiff durch stürm'sche Lebensmeer;
Denn ach! die Welt, sie heuchelt und betheuert,
Und was sie bietet, läßt mich kalt und leer.

Mein Glück warst du, mein Trost auf dieser Erde,
Der Stab, auf den im Alter ich vertraut,
Nicht bangend, was die Zukunft bringen werde,
Hätt' ich getrost entgegen ihr geschaut.
Doch jetzt ist Alles, Alles mir entchwunden,
Ich träume nur noch von vergang'ner Zeit,
Und nimmer wird dies wunde Herz gesunden,
Bis ich bei dir wo endet alles Leid.

Wie oft gedenk' ich jener frohen Tage,
Da ich dich Abends auf dem Schooß gewiegt,
Und dir erzählt manch' schauervolle Sage,
Wobei du ängstlich dich an mich geschmiegt.
Und bittend sprachst: „Erzähl' dein Mährchen weiter,
Mein guter Vater, sieh', ich fürcht mich nicht,"
Und sahst mich an mit Augen frisch und heiter
Und einem freudestrahlenden Gesicht.

Als dich der Kindheit goldburchwob'ne Träume
Nicht lockten mehr mit ihrem Zauberschein,
Zog's dich hinaus ins Freie, unter Bäume,
Und selig warst du da, mit mir allein.
Du fandest Freude nicht am Tagsgewühle,
Zu ernst war stets dein kindlich reiner Sinn,
Dein gutes Herz voll edlerer Gefühle
Zog dich allein zum wahren Schönen hin.

Ging ich mit dir im Sommer durchs Gefilde,
Wie warst du da ob dieser Pracht entzückt,
Und wenn der Lerchen-Chor voll süßer Milde
Sein Loblied auf zum Himmelsdom geschickt.
Und rings die Millionen Blumen prangten
Auf duft'ger Wiese wie im Aehrenfeld,
Und traulich Halme sich an Halme rankten:
Da riefst du oft: „Wie schön ist doch die Welt!"

Nun liegst du hier im tiefen, ew'gen Schlummer,
Siehst nimmer, wie der Frühling neu erwacht,
Daheim im Stübchen herrschet Gram und Kummer
Wo sonst gesungen wurde und gelacht.
O ahntest du's, wie in des Herzens Tiefen
Mich dein zu früher Tod erschüttert hat!
Da wo einst all' die vielen Lieder schliefen
Ist jetzt allein des Schmerzes Lagerstatt.

Und werd' ich dich mein Kind einst wiedersehen,
Wie Alles hofft in einem bessern Land?
Bei dem Gedanken könnt' ich fast vergehen,
Weil hier auf einmal endet der Verstand.
Wie's immer sei, hier hilft kein weit'res Fragen,
Ob auch zerspringen möcht' des Herzens Schrein,
Dein Bild nur kann ich in dem Busen tragen
Denn Alles and're hüllt das Dunkel ein.

Ob schon die Blüthe in den Staub muß sinken,
Ob erst die Frucht, es ist das gleiche Loos,
Wie lang wir auch den Lebensäther trinken
Es birgt zuletzt uns doch der Erde Schooß. —
Wozu ist all' dies Drängen all' dies Treiben?
Wozu all' dies Sorgen und dies Müh'n? —
Die Welt wird ewig doch die alte bleiben
Wie viel Geschlechter auch vorüber zieh'n.

D'rum schlummere sanft in deiner dunklen Kammer,
Was du verschläfst ist nicht der Rede werth,
Du bist enthoben allen Schmerz und Jammer,
Der oft im Innern uns das Mark verzehrt,
Gern legt ich selbst die läst'ge Bürde nieder,
Die ich mir viel zu lang getragen hab';
Hallt's ewig doch in meinem Busen wider:
Die Welt ist nichts als nur ein weites Grab.

Wieder kam der Frühling und wieder zog's mich hinaus, fort von der Stätte meines Jammers, dahin, wo die Lerchen in hohen Lüften ihre Lieder schmettern und die Bäume ihre blüthenreichen Häupter schütteln, zu den Bergen und schroffen

Felsenspitzen, auf denen die Reste verwitterter Burgen dem nagenden Zahne der Zeit Trotz bieten, und zu den Thälern mit den silberklaren Quellen, in denen sich geschmeidige Forellen wiegen. Alle meine Lieblingsplätze suchte ich wieder auf und dachte mich in der schönen Natur zu erholen, aber vergebens; nichts vermochte den leer gewordenen Platz in meinem Herzen auszufüllen. Nach einigen Tagen Umherstreifens in den Bergen den Rückweg antretend, suchte ich auch meinen Geburtsort wieder auf, und als ich von der Höhe herab den Schauplatz meiner Jugend liegen sah — traurige Gedanken waren's, die mir da durch die Seele zogen. Wie anders war's, als wir drei so munter die Kirchweih mitfeierten, wie anders als heute, obwohl Alles im schönsten Blüthenschmuck prangte und jedes Blatt dem Menschen zuflüsterte, sich der schönen Gotteswelt zu freuen. Ich stieg den steinigen Fußpfad hinunter, lagerte mich in der Nähe des Dorfes auf dem grünen Rasen, unter einem blühenden Kirschbaum, und träumte mich zurück in jene Zeiten, da ich noch diese Berge nicht überstiegen hatte und kein anderes Dorf kannte, als dieses. Lange weilte ich dort und schon tönte die Mittagsglocke vom Kirchthurme zu mir herüber, als ich folgendes Gedicht beendete:

So seh ich dich mein liebes Dörfchen wieder,
Von dem geschieden ich schon viele Jahr';
Du stilles Thal, das meine Heimath war,
Dir möcht' ich bringen alle meine Lieder.

Grüß' Gott ihr Berge und ihr Tannenbäume,
Herab komm ich den schmalen Felsensteig,
O könnt' ich wieder weilen doch bei euch
Und wieder träumen meiner Jugend Träume!

Noch steht die Hütte, d'rinnen ich mich freute,
Davor der Birnbaum, wo ich oft gelauscht

Wenn es in seinen Wipfeln hat gerauscht,
Und der so oft die Blüthen auf mich streute.

Und hinterm Haus die duft'ge Wiese breitet
Wie damals ihren bunten Teppich aus,
Wo ich gespielt, gepflückt so manchen Strauß,
Daran mein kindlich Auge sich geweidet.

Hier war es, wo die Blumen und die Blüthen
Dem Kind gehaucht das Lied ins zarte Herz;
Das Lied, das jetzt den Mann trägt himmelwärts,
Wenn um ihn her des Lebens Stürme wüthen.

D'rum Dörfchen fühl' ich oft nach dir ein Sehnen,
Ob mich in dir auch keine Seele kennt.
Mein Herz ist schwer, wenn es von dir sich trennt,
Und in den Augen perlen mir die Thränen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Dorf stieg ich jenseits den steilen Bergpfad entlang, den ich so oft als kleiner Knabe mit meiner Mutter gegangen war, und wanderte der alten Rovis zu, in der mein ganzes Glück begraben liegt und wo auch ich einst meinen Pilgerstab niederzulegen gedenke.

Anmerkungen
über die
Gebräuche und Sprüche bei den Gewerken.

Die Gebräuche und Sprüche des Gesellenmachens bei der Drechslerzunft, die bis fast auf unsere Zeit bestanden, finden sich wirklich als dieselben in den Jahren 1700—1712, in den Sammlungen des Conrectors Friedrich Frisius zu Altenburg, welche dieser, in Mußestunden durch seine Schüler eingesammelt, in den genannten Jahren zu Leipzig bei Groschoff in 8° unter den Titeln „Das Ceremoniel der Schmiede, Schneider, Tischler, Beutler, Böttger, Drechsler (1705), Schuster (1707), Trompeter und Pauker &c. (1708), Hutmacher, Büchsenmacher, Buchbinder, Hutmacher, Kürschner, Messerschmiede, Töpfer, Weißgerber u. s. w. herausgab.

Ein neues, sehr gutes und verständiges, mit sichtbarem Wohlwollen für das Handwerk und die Zünfte geschriebenes Buch von Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker (Magdeburg, Creutz, 1844), welches von vielen Gewerben den Gruß und das Gesellenmachen mittheilt, enthält diese Bräuche leider vom Drechsler-Handwerk nicht. Auch in H. A. Berlepsch Chronik des Gewerks, St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, gr.-8°, (Metzger-, Buttischer-, Schuhmacher-, Schneider-, Feuerarbeiter oder Schmiede &c. &c. Bäcker, Maurer und Steinmetzen, Bau- und Zimmergewerk u. s. w.) fehlt das Drechslerhandwerk.

Aus **Frisius** Sammlung haben die Gebrüder **Grimm** in ihren „Altdeutsch-Wäldern“, Kassel, 1803, Mittheilungen (über Bötticher ꝛc.) gemacht. Eine allgemeine Darstellung der Handwerksgebräuche beim Lossprechen der Lehrlinge, beim Gesellenmachen, Wandern ꝛc. gab Prof. **Maßmann** in H. Dittmars „Knaben Lustwald“, Nürnberg, 1820, 12⁰.

Von demselben Verfasser ist in der Verlagsbuchhandlung von **Bauer & Raspe** erschienen:

Weiß, C., Gedichte. Zweite Auflage. Gebunden und in Goldschnitt fl. 1 12 kr.

— Blüthen und Dornen. Ein lyrisch-episches Zeitbild aus dem 16. Jahrh. Taschenf. Goldsch. 48 kr.

— Der lustige Essenschmied. Ein Wander- und Stromerleben in poetischen Bildern. 8. geh. 36 kr.

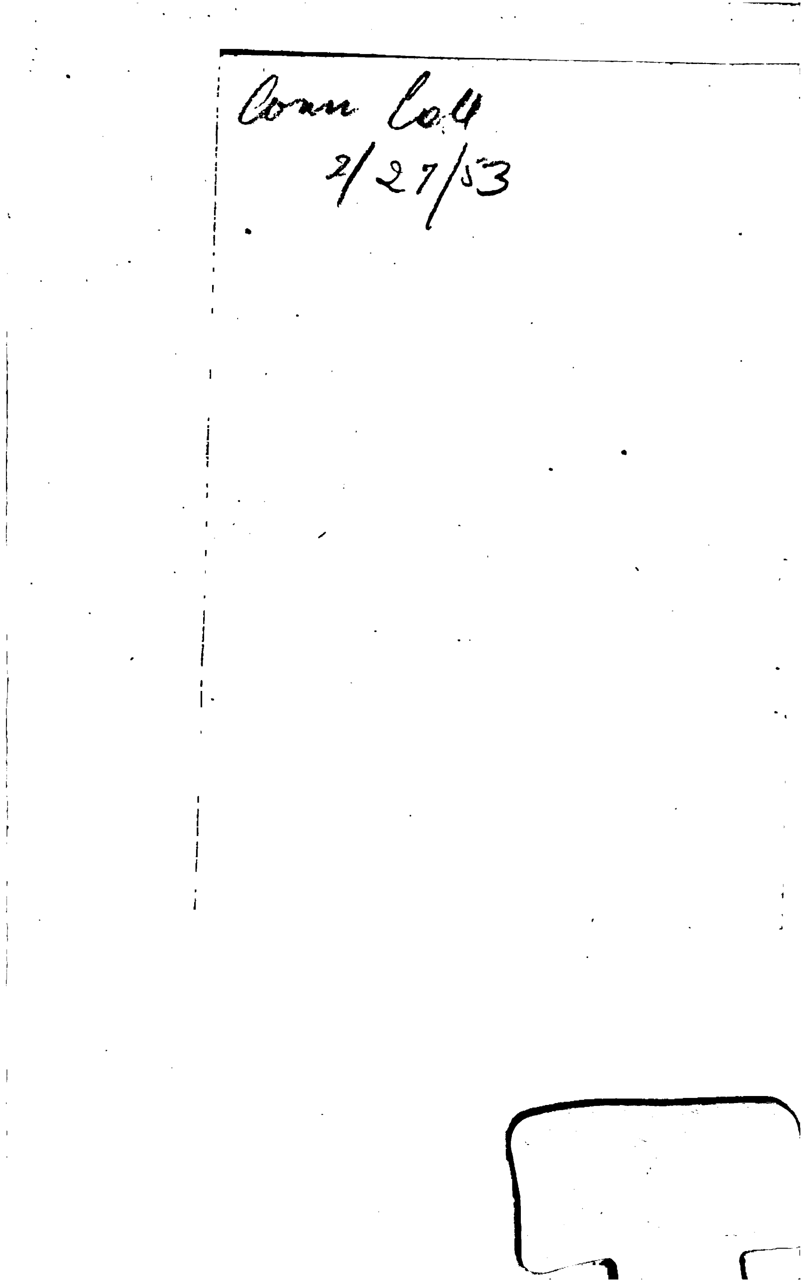
— in Verbindung mit **Julius Merz**:
Dir. Ein Gedichtcyclus in 3 Abtheilungen — Der Liebe Sehnen. — Der Liebe Glück. — Der Liebe Schmerz. — Eleg. geb. in Goldschnitt fl. 1 30 kr.

Von den **Weiß**'schen Liedern sind, so weit uns dies bekannt geworden, in Musik gesetzt:

„Nachtgebet“. Aus dem Album des lit. Ver. Comp. von Franz Abt.
„Ich denke nur an Dich“, aus „Dir“. Comp. von Franz Abt.
„Das hat die Liebe gethan, aus demselben. Comp. von Jul. Otto.
„Ich bin geliebt“, aus demselben. Comp. von Emil Büchner.
„Frühlingslied“. In der Leipzig. illust. Zg. Comp. von Winand.
„Des Sängers Herz“. Lied zum großen deutschen Sängerfest in in Nürnberg. Comp. von Gg. Emmerling.
„Der Sänger“. (Noch ungedruckt.) Comp. von Julius Grobe.

Nachstehende Druckfehler in diesem Buche bittet man geneigtest zu verbessern:

Seite 21 lies statt: Küche — Kühe hüten.
„ 57 „ „ : Freunde — Fremde.
„ 78 „ „ : wohin — woher ich komme und ꝛc.
„ 100 „ „ : zwitzen — zwätzen.
„ 133 „ „ : Cufstein — Cüstrin.
„ 159 „ „ : 2. Zeile: durch's stürm'sche.
„ 160 „ „ : 3. Strophe Zeile 6: Wozu ist all' ꝛc.


Conn Coll
2/27/53

